This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

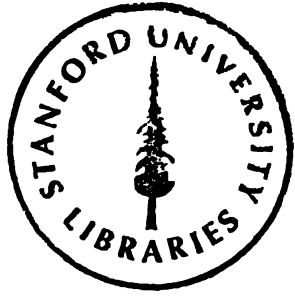
Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

PT
2631
E5
G4
1921

LEO PERVTZ

DIE GEBVRT DES ANTICHRIST


STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES

Hans Glaser

Leo Perutz

Die Geburt des Antichrist

COMTE DE CAGLIOSTRO

Leo Perutz

Die Geburt des Antichrist

Zehnte Auflage.

Nikola-Verlag
Wien Berlin Leipzig München
1921

Einband, Buchschmuck und Textzeichnungen
von Axel Leskoschek, Wien

Copyright 1921 by
Rikola-Verlag A. G., Wien
Druck der Offizin: Waldheim-Eberle A. G.

Um das Jahr 1742 etwa wohnte in Palermo unweit des Hafenviertels ein Flickschuster, der nicht in dieser Stadt geboren sondern zugewandert war und seine Nachbarn nannten ihn den „Genueſen“, seiner fremdartigen Aussprache und auch seines starken Appetits halber, denn, wie man sagt, ißt ein Genueſe für drei Sizilianer.

In dieſer großen Stadt, die, wenn sie nicht von dem faulſten und unnützeſten Volk der Welt bewohnt wäre, wahrhaftig ein Paradies genannt werden könnte — in Palermo also fiel dieſer „Genueſe“ allen Leuten durch seinen Fleiß und seine Regsamkeit auf und die Straße der Vetturini, in der er wohnte, war voll des Lobes über ihn. Denn neben dem Handwerk eines Flickschusters, in dem er so tüchtig war wie nur irgend einer, betrieb er auch einen kleinen Handel mit Türglöckchen, eiſernen Klammern, Riegeln, Schlöſſern und allen Geräten, die man zum Fliſchen braucht. Auch verlieh er seine beiden

Maulesel an fremde Kaufleute, die ihre Waren aus dem Zollhause in die Speicher schaffen wollten, und bei alldem fand er noch Zeit, täglich zur Messe zu gehen. Auch seine Einkäufe auf dem Marktplatz besorgte er selbst, er hielt sich weder eine Magd noch einen Gehilfen und man konnte ihn zeitig in der Frühe, bevor er seinen Laden öffnete, immer bei den Fleischbänken antreffen, wo er sich sein Pfund Kalbfleisch einhandelte und in der Fastenzeit eine Meerbarbe oder eine fette Schleie.

Nun waren damals wie heute die Pfarrer in der Umgebung der Stadt arme Leute, die nur geringen Nutzen aus ihren Pfründen zogen, und sie mußten trachten, ihre Einkünfte zu vermehren, so gut es ging. Und einer von ihnen, der Pfarrer von Montelepre, schickte seine Magd alle Wochen einmal mit einem Korb voll Eiern und kleinen Käsen in die Stadt auf den Markt. Denn das, was ihm seine Bauern für die Taufen und die Seelenmessen, für die Wachskerzen und dafür, daß er ihnen auch den Küster machte, zahlten, das reichte kaum auf die Erbsen in seiner Suppe.

Dieser Pfarrersmagd also, die im übrigen weder jung noch schön war, begegnete der

Flickschuster öfters auf dem Markt, aber niemals sprachen die Beiden ein Wort miteinander. Als er sie zum vierten oder fünften Mal gesehen hatte, ging er nach Hause und verkaufte seinen Mantel, den er zwanzig Monate hindurch getragen hatte, und der Schneider mußte ihm sogleich Maß für einen neuen nehmen. Einige Tage blieb er daheim und aß Brot, Käse und Oliven, denn er wollte vor der Pfarrersmagd nicht länger als Vieh dastehen.

Sowie er aber den neuen Mantel hatte, fing er wiederum an, auf den Markt und zu den Fleischbänken zu gehen, und schon nach wenigen Tagen begegnete er der, die er suchte. Diesmal hatte sie zwei Masthühner und ein Töpfchen Honig mitgebracht, aus deren Verkauf sie zwei Scudi lösen sollte. Denn ihr Herr, der Pfarrer, bedurfte dieser Summe, um sich ein neues Brevier kaufen zu können.

Sie hatte sich gleichfalls schön herausgeputzt. Sie trug neue Schuhe und eine weiße Haube und an den Ohren hatte sie silberne Ringe mit blauen und weißen Steinchen. Der Flickschuster merkte das sofort und war nicht im Zweifel darüber, daß dies nur seinetwegen geschehen war. Dennoch sprach er sie nicht sogleich an,

ſondern ſtand mit gebogenem Rücken in ihrer Nähe und wandte kein Auge von ihr. Leute kamen, betaſteten die Hühner, wogen ſie in den Händen, koſteten von dem Honig, lobten ihn oder tadelten ihn, mäkelten an den Preiſen und gingen wieder ihres Weges. Der Flickſchuſter wartete geduldig. Endlich fand ſich ein Käufer für den Honig und die beiden Maſthühner und kaum, daß der Handel abgeſchloſſen war, kam der Schuſter auf die Pfarrersmagd zu und begann ein Geſpräch:

„Es wird regnen", ſagte er. „Der Himmel iſt ganz ſchwarz. Das iſt gut für das Korn und für die Rüben und für die Feigen iſt es auch nicht ſchlecht."

Die Pfarrersmagd wurde rot und ſtrich ihre Schürze glatt.

„Ganz beſonders gut iſt es für den Wein", ſagte ſie.

„Auch für den Wein, ja", beſtätigte der Schuſter. „Er war im letzten Jahr teuer. Ich trinke täglich zwei Schoppen, aber nicht im Wirtshaus, denn ich bin kein Schlemmer und kein Spieler. Ich bleibe daheim und mein Vermögen vermehrt ſich."

Er ſchwieg und betrachtete ſeine großen, vom

Pech gebeizten Hände, auf denen der Schusterdraht Furchen und Striemen zurückgelassen hatte.

„Man kann sein Vermögen leicht vermehren," warf die Pfarrersmagd ein, „wenn man daheim eine Frau hat, die das Haus in Ordnung zu halten versteht und einem in allem zur Hand ist."

„Solche Frauen findet man selten", sagte der Schuster. „Ich bin Junggeselle. Ich kenne nur wenige Mädchen hier in der Stadt und die, die ich kenne, haben alle schon ihre Liebhaber."

Sie hatte keinen Liebhaber. Der Flickschuster erfuhr, daß sie die Magd des hochwürdigen Herrn Pfarrers von Montelepre wäre. Diesen Ort kannte er nicht.

„Er liegt oben im Gebirge", berichtete sie. „Man hat von hier fünf Stunden zu gehen. Bei uns gibt es viele Ziegen und die Bauern machen einen sehr guten Käse, Märzkäschen von Montelepre. Sie sind weit und breit bekannt, man findet sie in allen Dörfern und Städten bis hinüber nach Trapani. Die kommen alle aus Montelepre."

— — — — — — — — — — — — —

Dann, nach einer Weile, als die ersten schweren Regentropfen niederfielen und der

Marktplatz verödet dalag, waren die beiden ſo weit, daß ſie den Tag ihrer Hochzeit beſtimmt hatten. Denn bei Leuten ihres Standes gehen ſolche Dinge leicht von ſtatten.

So bekam der Flickſchuſter die Frau, die er wollte, und eine Zeit lang ging alles gut und die beiden lebten in Eintracht und Frieden. In den erſten Wochen ihrer Ehe ging die Frau noch etliche Male nach Montelepre, um die Waren ihres früheren Herrn auf den Markt von Palermo

zu führen. Und jedesmal, wenn sie mit dem Eierkorb auf dem Kopf und in jeder Hand einen vollen Milchkrug von ihm fortging, gab er ihr seinen Segen, den Geld hatte er keines. Sowie er aber eine neue Magd gefunden hatte, blieb sie daheim und, wenn sie Zeit hatte, so spann sie und das Geld, das ihr diese Arbeit einbrachte, gab sie am Ende jeder Woche ihrem Mann.

Alle Morgen gingen sie, wie sie es gewohnt waren, in die Messe und wenn es acht Uhr schlug, lief der Schuster zurück in seine Werkstatt und machte sich über das Schuhleder her, während die Frau nun statt seiner auf den Markt ging, um Fleisch, Öl, Wein und, was sonst noch erforderlich war, einzukaufen. Und mittags erfüllte der Duft ihrer Hühnerbrühen, ihrer Kräuter- und Fischsuppen, ihrer Eierkuchen und Käsefladen die Gasse der Vetturini.

So gingen die Tage dahin und es kam der Vorabend des Fronleichnamfestes. Sie hatte, wie es der Brauch erforderte, die Fenster des Hauses mit den frischen Zweigen der Kastanienbäume geschmückt. Dann war sie zeitlicher als sonst zu Bett gegangen, denn sie wollte am nächsten Morgen das Antlitz des Herrn sehen und die Priester in Stolen und Pluvialen, die

an diesem Tage mit den heiligen Reliquien durch die Stadt zogen, und das viele Volk, daß aus diesem Anlaß aus allen Dörfern der Umgebung zusammenlief. Und ihr Mann lag wie immer neben ihr im Bett.

In der Nacht fuhr sie plötzlich aus dem Schlaf. Das Licht des Vollmondes fiel in den engen Raum und ließ sie deutlich die Kastanienzweige an den Fenstern erkennen und das rauchgeschwärzte Bild St. Johannes des Täufers an seinem Platz an der Wand, und die kupferne Brotpfanne auf dem Herd und die Essigflasche und das Brotmesser und den Schöpflöffel und das Pergamentblatt über der Tür, auf dem mit großen, schwarzen und roten Buchstaben die Klage St. Bernhards aufgemalt war, und wie stets, wenn ihr Blick auf dieses Pergament fiel, kam der Ärger über sie, weil die Fliegen die Worte des Heiligen so unflätig besudelt hatten.

Plötzlich merkte sie, daß die Atemzüge ihres Mannes nicht zu hören waren. Sie streckte den Arm aus und fand seinen Platz im Bette leer.

Verwundert und erschrocken richtete sie sich auf. Und während sie sich die Augen rieb, vernahm sie die Stimme ihres Mannes aus der Werkstatt. Sie hörte ihn murmeln und wispern,

es war ihr, als betete er Pſalmen, aber ſie verſtand nicht ein einziges Wort und konnte nicht begreifen, was er noch ſo ſpät nachts in ſeiner Werkſtatt trieb und warum er nicht wie ſonſt neben ihr im Bette lag. Und durch ein Aſtloch in der Tür fiel ein dünner Lichtſtrahl der Öllampe auf ihr weißes Bettuch.

„Lippo!“ rief ſie, aber ſie erhielt keine Antwort. Noch immer vernahm ſie das Geviſper und ſo rief ſie nochmals:

„Philippo! Hörſt du mich nicht? Lippo!“

Da wurde es nebenan ſtill und nach einer Weile hörte ſie den Schuſter fluchen:

„Die vermaledeiten Ratten! Sie bringen mich um meinen Schlaf. Auf mein Leder haben ſie es abgeſehen.“

Das war die Stimme ihres Mannes, daran war nicht zu zweifeln, aber ſchon im nächſten Augenblick wurde die Frau von neuem verwirrt. Denn jetzt hörte ſie ihn mit einer völlig veränderten Stimme kichern und dann kam es, halb meckernd und halb grunzend, aus der Werkſtatt:

„Ratten, jawohl, Ratten, hehehe! Schiffsratten, Ratten von den Galeeren.“

„Philippo!“ ſchrie die Frau voll Angſt.

„Laß' die Ratten und komm' zu mir! Lösch' das Licht aus, es ist schade um das Öl!"

„Pack' dich! Mach daß du fortkommst! Geh' zum Teufel, deinen Teil hast du", rief der Schuster. Und die Frau dankte dem Himmel, denn die Stimme ihres Mannes hatte jetzt wieder ihren alten Klang.

Eine Weile noch hörte sie ihn murmeln und hin- und hergehen, dann fiel die Haustür krachend ins Schloß und es war stille.

Gleich darauf steckte der Schuster den Kopf zur Tür herein.

„Du bist wach?" brummte er und die Frau sah, daß sein Gesicht bleich war und ganz mit Schweißtropfen bedeckt. Und seine breiten, roten Hände zitterten.

„Wer ist bei dir gewesen?" fragte die Frau.

„Bei mir? Wer, zum Teufel soll bei mir gewesen sein? Wie, zum Henker kommst du auf den Einfall, daß irgendwer bei mir gewesen ist?"

„Ich habe dich wispern gehört. Mit wem hast du gesprochen?

„Ich? Mit einer Ratte. Eine fette Ratte lief zwischen meinen Lederbündeln hin und her und machte Lärm, eine große, schwarze, feiste Ratte, ein wahrer Prälat von einer Ratte und dabei

hat sie gestunken wie ein Jude. Aber das eine weiß ich: Ich habe sie ordentlich zerbläut."

Darüber, daß ihr Mann die Ratte einen feisten Prälaten nannte, mußte die Schustersfrau lachen trotz des Schreckens, den sie ausgestanden hatte. Und als der Schuster ihre Heiterkeit bemerkte, trieb er den Spaß weiter und sagte:

„Ein wahrer Großprior von einer Ratte. Ein feistes Äbtlein. Aber ich habe sie gestriegelt, das kannst du mir glauben."

Der Frau erschien es jetzt nicht weiter verwunderlich, daß ihr Mann in der Nacht auf Ratten Jagd gemacht hatte. Sie erinnerte sich, daß auch ihrem früheren Herrn die Ratten einmal ein Bett, ein andermal zwei Stücke Tuch und ein neues Chorhemd verdorben hatten, und sann auf Abhilfe.

„Eine Katze, nein, die taugt zu nichts", sagte sie und zog die Decke bis an den Hals. „Sie säuft mir die Milch weg, täglich will sie ihre Schüssel voll und nichts im Hause ist vor ihr sicher. Katzen können einem auch Streiche spielen und in der Nacht lärmen sie auf den Dächern. Nein, keine Katze! Aber Gift. Das ist das Richtige. Der Apotheker an der Ecke des Markt-

platzes, der Cypriote, verkauft Rattengift in kleinen Büchsen."

Und da sie im dritten Monat schwanger war, so kamen Wünsche und Begierden nach Dingen über sie, um die sie sich nie im Leben gekümmert hatte.

„So oft ich vorbeikomme, stecke ich den Kopf in seinen Laden. Er hat hundert Wohlgerüche und Essenzen: Lavendelwasser und Orangensyrup, und Jasminblütenöl und Veilchentropfen, und Moschusseife und zyprisches Puder — ich kenne gar nicht alle die Namen. Schläfrig bin ich. In seinem Laden riecht es wie in einem Klostergarten. Rattengift hat er auch. Der Narr ruft es aus und preist es an, der Spaßvogel, sein Diener. Ich werde welches kaufen. Eine kannst du erschlagen, aber das hilft nichts, die andern kommen immer wieder."

Der Flickschuster lag schon neben ihr im Bett. Sie hörte ihn tief aufseufzen und dann schlief sie ein.

Einige Wochen später, es war an einem Sonntag und schon gegen Abend, erging sich der Schuster mit seiner Frau auf dem Chryso-

stomoplatz, in dessen Mitte der schöne, erzgegossene Christus steht. Das ganze Hafenviertel war zusammengelaufen, Seeleute, Kneipenwirte, Zollhausdiener, Segeltuchflicker, Kaufmannsgehilfen und die Packträger in ihren Sonntagskleidern drängten sich um ein Zelt, in dem man gegen Bezahlung zweier Kupfermünzen eine Menge fremdländischer Vögel und Schlangen und ein lebendes Hippopotamus betrachten konnte. Dieses seltene Schaustück hatte etliche Jahrmarktskünstler angelockt, die aus dem Zulauf der Neugierigen ihren Vorteil zu ziehen gedachten. Von dem Dache des Spritzenhauses liefen an den Fenstern des Klosters der Predigerbrüder vorbei zwei Stricke, auf denen ein Seiltänzer in Strumpfhosen und silbergesticktem Rock hin und herstelzte. Ein Mädchen aus Carthagena, beinahe noch ein Kind, tanzte auf einer Strohmatte zu den Klängen zweier Zymbeln und einer Maultrommel und ein alter Pollchinell rief, auf einem Ölfaß stehend, die Drogen und Arzneien eines wandernden Arztes aus, niederschlagende Pulver und Kropfbalsam für die Pferde. Ein Negerjunge ließ seinen Affen Schildwache stehen und Stockschläge austeilen und ein Grieche von den Inseln, der Honig- und

Pistazienkugeln feil hielt, erzählte Schnurren, die die Mädchen erröten ließen.

Der Schuster sah von dem erhöhten Platz unter dem Kirchenportal aus dem Treiben zu. Immer noch strömten Leute aus den Schenken der Umgebung herbei. Die Schreie der Eiswasserverkäufer hoben sich gellend aus dem Lärm, die Luft war schwer von dem Geruch der gebackenen Fische. Ganz in der Ferne konnte man das Meer und die geflickten Segel der Frachtschiffe sehen.

Schon eine ganze Weile hindurch hatte die Schustersfrau zwei Männer beobachtet, die sich trotz der hin- und herflutenden, drängenden und stoßenden Menge immer in ihrer Nähe hielten und ihren Mann, den Schuster, nicht einen Augenblick lang aus den Augen ließen. Der eine von ihnen, ein großer, schwerer Mann, war wie ein Nobile gekleidet, er trug Schnallenschuhe, papageigrüne seidene Strümpfe, einen flohfarbenen Rock, Perücke, Federhut und an der Seite einen kurzen Stoßdegen. Aber dieses vornehme Äußere wollte gar nicht zu seinen groben Zügen passen. Er hatte ein stark gerötetes Gesicht, unter einer Sattelnase saß ein roter Schnauzbart und von der rechten Wange

zur linken lief ein breites Pflaſter. Hochmütig, ohne ſich zu rühren, mit verſchränkten Armen und den Blick auf den Schuſter geheftet, ſtand er da, während ſein Begleiter, ein behendes Männchen mit glattem Geſicht und verſchmitzten Augen — allem Anſchein nach ein Abbate —

in immerwährender Bewegung bald vor, bald neben ihm umhertänzelte.

„Da ſind zwei, die dich mit Aufmerkſamkeit betrachten“, flüſterte die Schuſtersfrau ihrem Manne zu. „Kennſt du etwa einen von ihnen?“

Der Schuſter ſah mit einem flüchtigen Blick nach den Beiden hin. Dann zuckte er die Achſeln und ſagte:

„Nein, die kenne ich nicht. Weder den einen, noch den andern. Kümmere dich nicht um ſie. — Da iſt er wieder! Es wird ein Unglück geben, das ſehe ich ſchon. Er wird fallen mit ſamt dem Kinde.“

Und er wies auf die Dachlucke des Sprihenhauſes, in der ſoeben der Seiltänzer mit einem kleinen Mädchen, das eine blaue Fahne ſchwenkte, auf dem Rücken zum Vorſchein kam.

Indeſſen hatten ſich die beiden Geſellen ganz nahe herangeſchoben und die Frau hörte, wie der mit dem Federhut ſeinen Begleiter mit einer ſonderbar gurgelnden Stimme fragte:

„Welche Zeit haben wir, Don Cecco?“

„Euer Gnaden zu dienen, elf Uhr“, kicherte der Kleine. „Elf Uhr, wenn es Euer Hochgeboren ſo recht iſt.“

Die Frau wunderte ſich über die Unſinnigkeit dieſer Antwort, denn es war noch keine Viertelſtunde vergangen, ſeit in St. Chryſoſtomo das Sieben-Uhr-Läuten begonnen hatte. Und drüben in der Kloſterkapelle der Predigerbrüder rief die Glocke noch immer zum Ave Maria.

„Elf Uhr alſo“, gurgelte es unter dem roten Schnauzbart hervor.“

„Gib acht, jetzt ſpringt er“, rief beinahe im gleichen Augenblick der Schuſter und haſchte nach dem Arm ſeiner Frau. Drüben der Seiltänzer war mit einem kühnen Satz auf dem Steinpflaſter des Marktplatzes gelandet. „Zu früh! Viel zu früh! Und mit dem Kind auf dem Rücken! Du biſt ſehr unvorſichtig, Burſche. Es wird dich einmal deinen Hals koſten.“

„Dieſes Kunſtſtück hat er gewiß ſchon hundertmal gezeigt“, ſagte die Frau, die nicht begriff, warum ſich ihr Mann wegen des Seiltänzers ſo ereiferte. „Es iſt nicht viel daran. Die Seeleute auf den Schiffen, die machen noch ganz andere Sachen, man muß ihnen nur einmal zuſehen.“

„Wenn nicht elf, dann zwölf“, meckerte der Abbate. „Wie es Euer Gnaden lieber iſt. Warum ſollte es nicht zwölf ſein, wenn das Euer Gnaden beſſer gefällt.“

„Zwölf Uhr alſo“, grunzte der mit dem Stoßdegen.

Dieſe Stimmen — wo hatte ſie dieſes Gurgeln und Kichern nur ſchon gehört! Sicherlich nicht vor ſehr langer Zeit. Die Frau dachte

nach. Anfangs glaubte ſie in den Beiden zwei Viehhändler zu erkennen, die einmal nach Montelepre gekommen waren, um Ziegenböcke zu kaufen, und als ſie länger darüber nachſann, wurde ſie ihrer Sache beinahe ſicher und den Namen des einen wußte ſie ſogar noch. Aber mit einem Male klangen ihr Worte im Ohr, ſie ſah ſich daheim in ihrer Schlafkammer, halb aufgerichtet lag ſie im Bett, durch das Aſtloch in der Tür fiel ein dünner Lichtſtrahl auf ihre Hände und aus der Werkſtatt — „Ratten!“ gurgelte es — „Ratten!“ meckerte es, „Schiffsratten!“ — „Ratten von den Galeeren!“

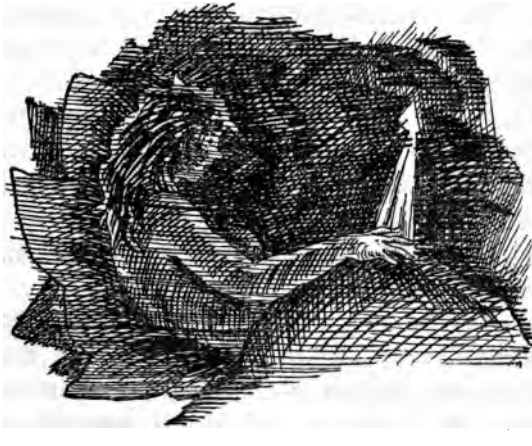
Ein eiſiger Schreck durchfloß ſie. Ihre Füße zitterten und ſie mußte ſich an die Kirchentür lehnen, um nicht zu fallen. Sie wußte nun, daß ihr Mann ſie belogen hatte. Daß dieſe beiden unheimlichen Figuren, der Nobile und der kichernde Abbate, es geweſen waren, mit denen er damals, in der Nacht vor dem Fronleichnamsfeſte in ſeiner Werkſtatt gewiſpert und geflüſtert hatte. Und jetzt verſtand ſie auch den Sinn der ſonderbaren Reden, die die beiden geführt hatten: Heute nachts wollten ſie wieder kommen und ſie hatten die Stunde verabredet. — „Elf Uhr, Euer Gnaden, zu dienen.“ — „Zu früh! Viel

zu früh! Du biſt ſehr unvorſichtig, Burſche!", hatte ihr Mann geantwortet, denn er wußte ja, daß ſie um dieſe Stunde noch wach war.

Voll Angſt blickte ſie zu ihrem Manne auf. Der ſtand und ſah mit offenem Mund nach dem Seiltänzer hin, verfolgte jede ſeiner Bewegungen mit den Augen, er ſchien nichts anderes zu ſehen und nichts zu hören.

„Zwölf Uhr alſo und dabei bleibt es", gurgelte der mit dem Pflaſter.

Und die Frau ſah, wie der Schuſter ganz leicht und beinahe unmerklich mit dem Kopf nickte.



Daheim, am Abend, ſtellte die Frau die Kohlſuppe, die von Mittag übrig geblieben war, und ein Stück Pöckelfleiſch auf den Tiſch und nach dem Eſſen ging ſie hinaus, um nach den Maultieren zu ſehen und Waſſer vom Brunnen zu holen. Als ſie in die Stube zurückkam, lag der Schuſter ſchon mit der Nachtmütze auf dem Kopf im Bett. Während ſie die Schüſſeln ſpülte, machte er das Zeichen des Kreuzes und begann zu beten und zwiſchen dem Te Lucis und dem Ave Maria blies er das Licht aus und ſagte:

„Gegeſſen haben wir. Geh' ſchlafen!"

Die Frau gehorchte und ging zu Bett, damit der Schuſter nicht Argwohn ſchöpfen und etwa merken ſollte, daß ſie im Sinne hatte, ihm hinter ſein Geheimnis zu kommen. Und während ſie regungslos und mit geſchloſſenen Augen unter ihrer Decke lag, wandte ſie allerlei Mittel an, um ſich die Zeit des Wartens zu verkürzen und um die Müdigkeit fern zu halten, denn ſchlafen durfte ſie nicht.

Zuerſt verfiel ſie darauf, die Dörfer, die Weiler, die Landhäuſer und die einzelnen Gehöfte, die zwiſchen Montelepre und Palermo lagen, der Reihe nach aufzuzählen, denn dieſen

Weg kannte ſie genau, oft genug war ſie ihn gegangen. Und als ſie damit zu Ende war, dachte ſie darüber nach, wann ſie zum letztenmal Haſelnüſſe gegeſſen hatte, denn Haſelnüſſe liebte ſie über alles, in der Stadt gab es keine, niemand brachte ſie auf den Markt.

Aber die Zeit verging nur langſam. Und die Schuſtersfrau kam auf den Gedanken, auszurechnen, wieviel Leute ſie in der Stadt kannte, in der ſie nun ſeit einem halben Jahre lebte. Es mußten mehr als hundert ſein.

— Gleich unſer Nachbar zur Linken — begann ſie — der Weinhändler Tagliacozzo. Einmal hat er mir eine Flaſche von ſeinem Oleatico zum Geſchenk gemacht, weil ich ihm ſeine Schuhe früher als er ſie erwartet hatte, brachte. Niemals habe ich einen beſſeren Wein getrunken, auch nicht im Kloſter. Seine Tochter, die Thereſa — die Frau des Gewürzkrämers heißt auch ſo. Seinen Namen kenne ich nicht. Die Leute nennen ihn Gevatter Scuſi oder auch bloß Gevatter. Wenn ich einen Mörſer brauche zum Pfeffer ſtoßen, er leiht mir ihn immer. Einen Keſſelſchmied, einen Wollwirker, einen Grünkramhändler gibt es in der Gaſſe, das ſind zuſammen ſieben. Dann der Alte, dem die Scharlachfärberei

im Hafen gehört. Er hat zwei Söhne und der eine von ihnen kauft Tabakblätter und verarbeitet sie zu Schnupftabak. Auch einen Korallenhandel betreibt er und verdient eine Menge Geld. Drei Scudi eine Kette! Dafür bekommt man schon beinahe eine Ziege zu kaufen. —

Sie hielt inne, denn ein Gedanke war ihr gekommen, der Hoffnung, zugleich aber auch ein Gefühl des Unbehagens in ihr erweckte.

— Schulden! Vielleicht hat er Schulden und das verheimlicht er mir. Diese Beiden, die haben ihm Geld geliehen und nun kommen sie, um ihn zu mahnen und zu drängen, das ist das Ganze. Diese Geldrüssel, diese Wucherjäcke und dabei ist der Abbate ganz sicher ein falscher Abbate. — Aber nein, Schulden kann er nicht haben. Hätte er denn sonst erst kürzlich wieder ein Maultier gekauft, noch eines, zwei hat er schon im Stall stehen. Sechsunddreißig Scudi hat es gekostet und wert ist es keine sechs. Es beißt und schlägt und wenn einer aufsteigen will, braucht er zwei, die ihn halten. —

Und bekümmert, von Unruhe und Sorge bedrückt, flüchtete sie in ihren früheren Zeitvertreib zurück.

— Der Kornhändler Capucci. Was mich

wundert, iſt, daß die armen Leute des Viertels ſich nicht zuſammentun, um über ihn herzufallen. Luca Zagarolo, der Sattler. Es gibt noch einen anderen Zagarolo hier in der Stadt, der vermietet Seſſel in der Heiligengeiſtkirche. Aber er nennt ſich: Makler. Dann die Perückenmachersleute, drüben im Hauſe gegenüber. Sie ſind nur zwei, er und die Frau, aber Lärm machen ſie für zehn. —

— Einmal, fiel ihr plötzlich ein, waren zwei Männer in die Werkſtatt gekommen, auch mitten in der Nacht, die hatten kleine Bleikugeln gekauft, wie man ſie zum Beſchweren der Netze verwendet. Sie hatten es ſehr eilig gehabt, weil ſie noch vor Aufgang der Sonne auf den Thunfiſchfang ausfahren wollten. Sie, die Schuſtersfrau, hatte ihnen Glück gewünſcht, das Boot voll Fiſche, und der eine von ihnen, der Alte, hatte geſagt: Von Gott kommt die Gnade. Ehrliche Leute, ſie hatten bezahlt und waren gegangen. Aber dieſe Beiden, der Nobile und der Abbate — wenn er wirklich ein Abbate war, denn Bücher hatte ſie keine in ſeinen Rocktaſchen geſehen — dieſe Beiden —

Sie horchte auf. Langſamen Schrittes ging die Scharwache am Hauſe vorbei. Das Licht

einer Laterne glitt durch die Stube und ließ den Rührkübel, den Lederschurz des Schusters, das Sieb, den Wasserkrug und den heiligen Johannes, eines nach dem andern aus dem Dunkel tauchen und wieder verblassen. Der Schatten eines Gewehrlaufes malte sich an der Wand, wuchs in die Länge und verging. Dann erlosch der Lichtschein und die Schritte verloren sich in der Ferne. Irgendwo, in einem Nachbarhause, bellte ein Hund und ein anderer gab ihm Antwort. Die Frau lag und horchte auf die Geräusche der Nacht. Und nun schlug die Uhr zwölf und beim letzten Glockenschlag erhob sich der Schuster lautlos von seinem Lager.

Sie rührte sich nicht, sie lag mit geschlossenen Augen und stellte sich schlafend, nur ihr Herz klopfte laut und ungestüm, denn er stand über sie gebeugt und horchte, sie fühlte es, sein Gesicht war dem ihren ganz nahe, sein Atem strich über ihre Wange.

Von der Straße her ertönte ein Pfiff. Sogleich richtete sich der Schuster auf. Sie hörte ihn hastig hin- und hergehen und in der Dunkelheit nach seinen Kleidern tappen. Dann schlich

er ſich zur Tür und einen Augenblick ſpäter war er in der Werkſtatt verſchwunden.

Eine Minute lang blieb alles ſtill. Dann knarrte das Haustor in den Angeln und eines von den Maultieren ſchrie im Schlaf. Wiederum Stille und nun Schritte und eine Stimme, die Stimme, die ſie kannte, das Kichern des Abbate, aber ganz leiſe diesmal, kaum mehr als ein Geflüſter. Noch immer blieb die Frau im Bett und wartete. Bis dann das Licht der Öllampe durch das Aſtloch in die Stube kam und als ein kreisrunder Schimmer auf ihren Händen lag.

Jetzt war es Zeit. Geräuſchlos ſtand ſie auf und glitt auf leiſen Sohlen zur Tür.

Durch das Aſtloch konnte ſie nur einen kleinen Teil der Werkſtatt ſehen. Die gläſerne, mit Waſſer gefüllte Schuſterkugel, die das Licht der Öllampe auffing und zurückwarf. Den Tiſch und über dem Tiſch eine Hand, die große, zerfurchte, von Pech gebräunte Hand ihres Mannes.

Dieſe Hand hielt einen metallenen Leuchter. Sie hob und wog und drehte und wendete ihn, dann verſchwand ſie für einen Augenblick im Schatten und als ſie wieder ſichtbar wurde, hielt

ſie nicht mehr den Leuchter, ſondern eine dünne, ſilberne Kette.

Da erriet die Frau, was in der Werkſtatt vorging: Dieſe Beiden, der mit dem Pflaſter im Geſicht und der falſche Abbate, waren Diebe und ſie hatten das geſtohlene Gut hiehergebracht, aber wie war es nur möglich, daß ihr Mann ihnen den Hehler machte, da er doch täglich zur Meſſe ging und ſein ehrliches Handwerk hatte und ſeinen Handel und die Maultiere noch außerdem im Stall.

Sie fühlte keine Furcht mehr, ſondern nur Zorn und Scham, weil dieſe Beiden aus ihrem Haus eine Diebshöhle gemacht und ihren Mann dazugebracht hatten, daß er Gott und ſeine Ehre vergaß. Und der Zorn übermannte ſie, ſie ſtieß die Tür auf und trat ein.

Die Drei, der Nobile, der Abbate und der Schuſter, ſaßen um den Tiſch, auf dem die verſchiedenſten Dinge lagen: zwei ſilberne Löffel, der Leuchter, eine Streuſandbüchſe aus getriebenem Kupfer, eine Lichtſchere, die Kette, ein zerbrochener Fächer, ein ſtark zerſchliſſenes ſeidenes Tuch und eine Schildkrotdoſe ohne Deckel. Auf der Erde, neben der Tür, lag ein Pferdegeſchirr mit Meſſingbeſchlägen. Und die Drei beſahen und prüften bald

dieſes, bald jenes Stück und der Schuſter hielt die Schnupftabakdoſe aus Schildkrot in der Hand und ſo vertieft waren ſie in die Betrachtung dieſer Dinge, daß keiner von ihnen der Frau gewahr wurde.

Aber abſeits von ihnen ſtand noch ein Vierter im Zimmer, ein großer, ſchlanker Mann, ganz in Schwarz gekleidet, mit ſchmalen Händen und dunklen Augen und einem bleichen Geſicht, das man beinahe ſchön hätte nennen können, wären nicht die Brandnarben auf ſeiner Stirne und an ſeinen Schläfen geweſen. Der hatte die Frau ſogleich bemerkt, aber er ſagte kein Wort, ſondern ſah ſie nur unverwandt an und dieſes Schweigen währte endlos lange und die Frau fühlte unter dieſem ſtummen Blick eine leiſe Angſt in ſich aufſteigen und ſchloß die Augen.

„Hut oder Haube?“ fragte plötzlich der Schuſter, ohne aufzublicken.

„Käppchen“, kicherte der Abbate. „Es war noch allerlei Gewürz dort, aber wir hatten keine Luft, mußten raſch zum Fenſter hinaus-türmen, denn der Alte war ſcharf geworden und begann zu triliern. Einen Augenblick noch und es wäre Saft gefloſſen.“

„Ihr Diebsgeſichter!“ ſchrie die Frau, als ſie dieſe Galgenſprache hörte, ganz heiſer vor Zorn. „Seid ihr alle drei toll geworden, daß ihr hieher in ein ehrliches Haus kommt? Packt euern Kram und trollt euch!“

Der Schuſter fuhr in die Höhe und ſtarrte ſeine Frau mit weit aufgeriſſenen Augen an wie ein Geſpenſt. Er wollte ſprechen und brachte vor Entſetzen kein Wort hervor. Die Schnupftabakdoſe aus Schildkrot hielt er in der Hand und preßte ſie an ſeine Bruſt, als wäre ſie ein Talisman.

Aber die beiden anderen waren durchaus nicht erſchrocken, ſondern nur überraſcht durch den Anblick der Frau, die nichts auf dem Leibe hatte, als ihr Hemd. Und der Abbate ſtand auf, ſchob ſeinen Stuhl zurück, kam näher, beſah alles, was zu ſehen war, und kicherte in ſich hinein:

„Ein hübſches Weibchen. Ein appetitliches Weibchen. Schuſter, das eine ſag' ich dir, nimm dich vor Sir Thomas in acht. Sieh' ihn dir an, wie er ſie mit den Augen verſchlingt. Die Vollen und die Rundlichen, die ſind ihm die liebſten. Denn, wenn er auch ein Engländer von Geburt iſt —"

„Schweig!" gurgelte der mit dem Stoßdegen. „Oder erſtick an deinem Geſchwätz! Schuſter, ſchick' ſie hinaus, ich brauche weder die, noch eine andere. Was ich brauche, das iſt Metall."

„Einen Strick um deinen Hals, das iſt es, was du brauchſt", ſchrie die Frau. „Du biſt mir eine rechte Galgenzierrat. Und jetzt nehmt euern Plunder und lauft, was ihr könnt, oder ich ſchlage Lärm, ſo wahr Chriſtus auferſtanden iſt."

„Schöne, weiße Arme", meckerte der Abbate. „Und das andere iſt auch nicht übel. Schon gut,

mein Schätzchen, gesehen haben wir dich, jetzt geh' wieder schlafen."

„Ihr wollt euch nicht packen, ihr Beutelschneider!" rief die Schustersfrau. „Ihr wollt warten, bis ich die Wache rufe?"

„Die Wache!" gurgelte der mit dem Pflaster im Gesicht. „Die Wache!" kicherte der Abbate. „Das wird lustig sein. Das wird einen Spaß geben. Ich sehe den Schuster schon Luftsprünge machen vor Vergnügen. „Geh, mein Herzchen, und ruf die Wache."

Die Frau warf einen ratlosen Blick auf ihren Mann und sah sein verzerrtes Gesicht. Und eine Ahnung stieg in ihr auf, daß es das Schlimmste wäre, was ihm geschehen konnte, wenn sie die Wache rief. Und in ihrer Verzweiflung hob sie ein schweres Schüreisen vom Boden auf, schwang es als Waffe und drang auf die beiden ein.

„Hinaus mit euch, ihr Erzdiebe!" zetterte sie, und der kleine Abbate brachte sich sofort hinter dem Tisch in Sicherheit, der andere aber blieb sitzen, gähnte, streckte die Beine von sich und grunzte:

„Don Cecco, fragen Sie sie, was, zum Teufel, sie damit meint."

„Daß ich dir Löcher in den Kopf schlagen

werde, du Spitzbub, wenn du dich nicht davon machſt", ſchrie die Schuſtersfrau.

„Ich denk', es iſt beſſer, du gibſt das Eiſen weg", gurgelte er. „Ich mein', das iſt kein Spielzeug für dich."

Sie gab keine Antwort, ſondern ging auf ihn los und traf ihn am Kopf, einen Ochſen

hätte dieſer Hieb zu Boden geworfen. Er aber ſtand gelaſſen auf. Sie ſpürte den ſchmerzenden Griff ſeiner Fauſt, ſtieß einen Schrei aus und ließ das Eiſen fallen.

„Da liegt es", gurgelte er. „Da liegt es", kicherte der Abbate, kam hinter dem Tiſch hervor und ſtieß es mit dem Fuß beiſeite.

Da, in dieſem Augenblick, hob der Dritte, der Schwarzgekleidete, der mit den Brandnarben im Geſicht, ſeine ſchneeweiße Hand. Er führte ſie an die Lippen und dann zur Stirne, ſchwenkte ſie, ſchlug ſich zweimal auf die Schulter, ſpreizte die Finger und mit der anderen Hand fuhr er ſich über die Wange und alle dieſe Bewegungen kamen ſo raſch hintereinander, daß die Frau ihnen nicht zu folgen vermochte.

Die beiden Anderen aber hatten ſeine Zeichen verſtanden. Der Abbate zog ein blaues, von Tabakſaft befleckes Tuch aus der Taſche, breitete es aus und begann, die Sachen, die auf dem Tiſche lagen, hineinzupacken: den Leuchter, die Kette, die Streuſandbüchſe, die Lichtſcheere und den zerbrochenen Fächer. Und der mit dem Pflaſter lud ſich das Pferdegeſchirr auf den Rücken, ſpie aus, ſetzte den Federhut auf und ſagte:

„Es iſt gut. Wir gehen. Unſer Kapitän befiehlt es ſo. Aber morgen kommen wir wieder. Bring deine Frau inzwiſchen zur Vernunft, Schuſter, der Kapitän mag das Geſchrei nicht leiden. Und dann die zwölf Scudi, ſorg', daß die bei der Hand ſind, haſt du verſtanden!"

Er ging, hochmütig und verdroſſen, und hinter ihm der Abbate, mit einem Blick auf die

Frau und einem Krahfuß und einem Grinſen und einer verliebten Geſte, und dann als Letzter der furchtbare Stumme.

Das Haustor fiel krachend ins Schloß und dann war Stille. Stumm und bewegungslos ſtand der Schuſter und ſtarrte vor ſich hin. Das Licht der Schuſterkugel fiel auf ſein Geſicht, das in dieſem Augenblick müde und verfallen und um viele Jahre gealtert ausſah. Und die kleine Tabakdoſe aus Schildkrot hielt er noch immer in der Hand.

Nun erkannte die Frau, daß ſie auf ein zweites und ſchwereres Geheimnis geſtoßen war, auf eines, das ihren Mann völlig in die Gewalt der drei Diebe gebracht hatte. Denn aus freien Stücken und des Gewinnes halber, das ſah ſie, war er nicht zum Hehler geworden. Und da ſie nun mit ihm allein war, nahm ſie ihn, voll Begierde, ihm zu helfen, an der Hand und zog ihn in die Schlafkammer und er ließ alles mit ſich geſchehen, gelähmt durch den Schrecken, der ſo plötzlich über ihn gekommen war.

Die Lampe hatte ſie mit ſich genommen. Sie füllte ſie mit friſchem Oel, putzte den Docht

und ſtellte ſie auf den Tiſch neben die Schüſſel, auf der noch die Reſte des Pöckelfleiſches lagen. Und dann begann ſie, dem Schuſter mit guten Worten und Bibelſtellen und frommen Sprüchen zuzuſetzen und ließ nicht ab, ihn zu ermahnen, daß er ihr die Urſache ſeines Unglücks nicht länger verheimlichen ſolle.

„Faß dir ein Herz und ſprich!“ ſagte ſie. „Bekenne laut und der himmliſche Chor wird Amen dazu ſagen. Denn es gibt keine Sünde, die Gott in ſeiner Liebe nicht verzeiht, davon hat er oftmals ſichtbares Zeugnis gegeben.“

Der Schuſter ſaß gebeugt, das Kinn in der Fauſt und die Fauſt auf der Tiſchplatte und ſtierte vor ſich hin. Und die Frau fuhr fort:

„Wir haben Trübſal, aber wir ängſtigen uns nicht. Wir leiden Verfolgung, doch wir kommen nicht um. Uns iſt bange, aber wer wird verzagen? Hat nicht der Herr geſagt: Ich will dich nicht verlaſſen noch verſäumen? Sprich alſo und beichte und du wirſt einen Troſt finden.“

Aber das alles war vergeblich geſagt, denn der Schuſter hörte nicht auf ſie und verblieb in ſeinem Schweigen. Das Licht der Öllampe flackerte und zuckte und ihr ſchwelender Rauch ſtieg zur Decke der Stube empor.

„Selig ist, wer auffährt zur ewigen Freude", begann die Frau von neuem ihre Litanei. „Einem jeden von uns ist geöffnet die Gnadentür und es ist ein wahres Glück, daß das so eingerichtet ist. Nun sollst du reumütig bekennen, aber du sitzt und schweigst und starrst auf die Schüssel. Wenn du Hunger hast, so nimm dir und iß, es ist noch genug da. Aber verharre nicht länger in deiner Verstocktheit, denn ohne Reue und Bekenntnis ist es unmöglich, Gott zu gefallen, das weißt du, oft genug hat es der Pfarrer auf der Kanzel gepredigt."

Der Schuster öffnete die Hand und ließ die Schildkrotdose fallen. Jetzt ging sie völlig in Trümmer. Und dann hob er den Kopf und sagte so leise, daß es kaum zu hören war:

„Reue, sagst du! Vor jedem Heiligenbild bin ich auf den Knien gelegen, vor jedem Kruzifix hab' ich mir den Hals verrenkt. Angst und Sorge hab' ich genug ausgestanden. Aber Reue, nein, ich fühle keine. Was ich damals getan hab', dasselbe würde ich heute wieder tun und wenn ich dafür nochmals auf die Galeere müßte."

Die Frau erschrak aus tiefstem Herzen, starr vor Entsetzen saß sie da, denn jetzt war es dem

Schuſter entfahren, daß er ein Galeerenſträfling geweſen war. Aber ſie faßte ſich raſch und ließ ihn nichts merken, denn ſie war eine mutige Frau.

„Alſo auf den Galeeren biſt du geweſen“, ſagte ſie leichthin, als ob ſie genau das und nichts anderes zu hören erwartet hätte. „Einmal in Montelepre hab' ich einen ganzen Trupp geſehen, der über Land geführt wurde. Sie ſchliefen in den Ställen, nur der Offizier, der bekam im Pfarrhaus Quartier. Die ganze Nacht hindurch ſangen ſie unehrbare Lieder. Am Morgen zogen ſie weiter und der Leutnant ließ zwei Scudi für den Herrn Pfarrer auf dem Tiſch liegen. — Grüne Mützen hatten ſie“, fügte ſie hinzu.

Der Schuſter fuhr ſich mit der Hand über den Kopf und ſeufzte.

„Biſt du lange Zeit auf den Schiffen geweſen?“ fragte die Frau nach einer Weile.

„Lange genug. Zwei Jahre lang und dann bin ich ihnen davon. Überall haben ſie mich geſucht, in Cantanzaro, in Pizzo und in Bari waren ſie hinter mir her und in Avola hätten ſie mich beinahe wieder eingefangen. Jetzt ſuchen ſie mich nicht mehr, ſie haben mich, glaub' ich, gänzlich vergeſſen. Nun weißt du 's und ich

fürchte nur, die anderen werden es auch bald wissen, die Nachbarn, denn ihr Frauen könnt ein Geheimnis nicht für euch behalten Ein Narr bin ich gewesen. Wer in Ruhe leben will, der heiße seine Zunge schweigen, hat gelehrt Sankt Petrus."

„Hast du mir soviel erzählt," sagte die Frau, „so will ich noch das eine wissen, warum sie dich auf die Galeere geschickt haben. Sicherlich ist dir Unrecht geschehen."

Der Schuster brütete finster vor sich hin.

„Ich habe es getan", murmelte er. „Niemals hab' ich es geleugnet, auch vor dem Richter nicht. Was nützt es, wenn ich dir das alles wiederhole. Einen Wucherer, einen Blutsäufer hab' ich erschlagen, in Pisa, als er zum drittenmal kam, um mich zu pfänden. Er war reich und hatte eine große Verwandtschaft und die ließ nicht nach und brachte den Richter dahin, daß er mich auf die Galeeren schickte. Das ist jetzt zehn Jahre her."

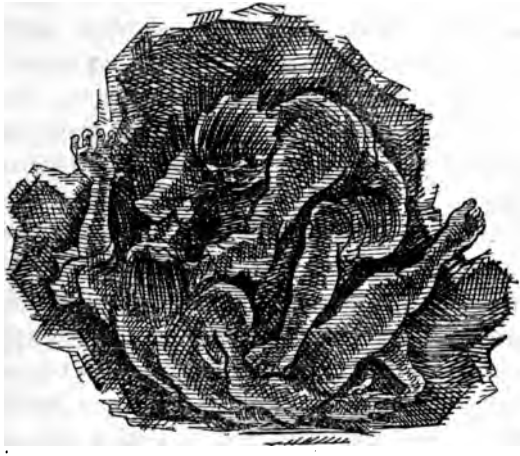
Und von der Gewalt der Erinnerung gepackt, begann der Schuster von dem Leben, das er auf dem Sträflingsschiff geführt hatte, zu sprechen und er gedachte mit Bitterkeit und Ingrimm der Bohnensuppen und des verschim-

melten Brotes, des roten Kittels und der Drillichhose, der Leibesvisitationen, der Seilerarbeit im dunklen Schiffsraum, der Stockschläge, des Pumpwerks und des eisernen Dreiecks, das man ihm um den Hals geschmiedet hatte. Dann berichtete er, wie er seine Flucht ins Werk gesetzt hatte, und in seiner Erregung sprang er auf und ging, wild gestikulierend, im Zimmer auf und nieder.

„Der Bursche, mit dem ich die Nacht über zusammengekettet war, Sercambi hieß er, Giacomo Sercambi, der war ein Schurke, ein erbärmlicher Verräter, zwanzig Jahre alt, aber zu allem fähig, für einen halben Scudo hätte er die zwölf Apostel gepeitscht. Als er merkte, daß ich, während er schlief, die Eisenstäbe der Schiffsluke durchfeilt hatte, kroch er in seinen Winkel und sagte kein Wort, er war schlau wie der Teufel, aber ich sah wohl, wie er in sich hineinlachte in Erwartung des Schoppen Weins, den er sich als Lohn für seinen Verrat von den Aufsehern ausbedingen wollte. Da hieß es handeln. Ich nahm die Kette und schlug ihm sie an den Kopf, daß er niederfiel, er war gleich tot. Dem Mann auf dem Verdeck, der die Wache hielt, den stach ich mit seinem eigenen Messer

nieder. Dann kamen die Andern von allen Seiten auf mich los, aber ich erwehrte mich ihrer.“

Und der Schuſter blieb ſtehen und reckte zornig ſeine gewaltigen Arme in die Höhe, als wollte er alle Häſcher und Greifer und Stock-



meiſter der ganzen Welt nochmals zum Kampfe herausfordern.

„So hab' ich dreimal gemordet, nun weißt du 's, einmal im Zorn und zum zweiten- und zum drittenmal, weil ich mußte, ſie wollten es nicht anders. Als ich im Waſſer war, ſchoſſen ſie nach mir und wenn ſie mich getroffen

hätten, das wäre auch ein Mord gewesen oder etwa nicht? — Zwei Tage lang lag ich am Ufer, im Schilf versteckt, und sie fanden mich nicht."

Und nun erzählte der Schuster, wie er, nach mancherlei Irrfahrten, endlich in Palermo Ruhe vor seinen Verfolgern gefunden hatte. Denn hier kümmerte sich keiner um den andern, die Stadt war groß, jeder ging seinen Geschäften nach und täglich gab es neue Gesichter. Er hatte sich gar nicht einmal verborgen halten müssen.

„Bis eines Tages," fuhr er fort, „drei Monate sind es her, dieser Don Cecco, der sich für einen Abbate ausgibt, an meiner Ladentür vorüberkam. Er war auch auf dem Sträflingsschiff gewesen, einer Fälschung wegen, die er zum Schaden eines Notars begangen hatte. Ich hielt mir die Hand vor 's Gesicht, verzog den Mund und blies die Backen auf, aber das half mir nichts, er erkannte mich sogleich. Ich suchte zu entwischen, aber er ging mir in die Werkstatt nach, nannte mich beim Namen und sprach mich an und ich mußte noch so tun, als wäre ich erfreut, ihn wiederzusehen. Als er mein Handwerkzeug und das Leder sah und in der

Kammer die Äpfel, den Käſe und den geräucherten Speck, wurde er ſehr vergnügt, denn er merkte, daß ich ein ehrlicher Mann geworden war. Und fortwährend ſprach er von meinem Wohlſtand. Dann ging er, aber noch in der Nacht darauf kam er wieder und brachte die beiden andern mit, die du geſehen haſt, und ich mußte ihnen ihre Sachen abkaufen, die Diebsbeute, was blieb mir denn anderes übrig? Sie hätten keinen Augenblick gezögert, mich der Behörde anzugeben, wenn ich mich geweigert hätte, dieſe Spitzbuben ſind verzweifelte Kerle."

Er ſeufzte und wiſchte ſich den Schweiß von der Stirn.

„Und ſeit dieſem Tage," ſagte er, „hab' ich in immerwährender Furcht gelebt und keine gute Stunde mehr gehabt, das kannſt du mir glauben. Denn ſie kommen alle Wochen und verlangen Geld."

Die Frau blickte auf und ſah in ſein bekümmertes Geſicht und war ſich nicht länger im Zweifel darüber, daß er klug daran getan hatte, den drei Dieben nicht die Türe zu weiſen. Denn wie konnte Gott im Sinne haben, daß ihr Mann ehrlich bleiben und dafür wiederum auf die Galeere kommen ſollte? Nein, das

konnte nicht in Wahrheit Gottes Wille sein. Und da sie nun alles wußte, so schien es ihr rätlich, die Dinge so zu lassen, wie sie liefen. Aber ein Bedenken hatte sie noch und das sprach sie aus:

„Ein jeder hat an seinen Sünden zu tragen, du mußt nicht glauben, daß du der einzige bist. Es ist nur das, über kurz oder lang wird man sie einfangen und dann fürcht' ich, werden sie dich verraten, denn wenn der Hals in der Schlinge ist, bleibt die Zunge nicht müßig. Und man wird dich trotz alledem von hier wegschleppen."

„Das nicht", sagte der Schuster. „Wenn es nur das wäre, deswegen bin ich ohne Furcht. Diese Diebe haben auch ihre Ehre, ihre Helfer werden sie niemals verraten, auch unter dem Galgen nicht. Der eine von ihnen, der Stumme, den sie ihren Kapitän nennen, hat in Tarent die Feuerfolter ausgehalten und nichts gestanden. Die Brandnarben in seinem Gesicht hast du gesehen."

„Dann", sagte die Frau völlig beruhigt, „dann löffel es aus und ich mag von nun an nichts wissen, was du in der Werkstatt mit den dreien ausmachst. Wegen deiner Seligkeit —

ich mein', daß Gott dir vergeben wird. Ich weiß sogar von solchen, die Kirchen und Kapellen beraubt haben und Gott hat ihnen vergeben, obgleich diese Sünde sehr fluchwürdig ist und gar nicht zu vergleichen mit der deinen. Nur freilich, man muß bereuen und zur Beichte gehen und gottgefällige Werke tun. Du mußt mir Geld geben. Gleich morgen will ich in die Heiligengeistkirche gehen, die ist die nächste, und fragen, ob nicht die Posamente zu erneuern sind, oder vielleicht ist eine Nische zu weißen oder ein Glasfenster einzusetzen für eines, das zerbrochen ist. Solche Gelegenheiten, Gott zu gefallen, finden sich häufig und man muß sie benützen. Und Kerzen vor die Bilder der Fürsprecher und Märtyrer, daß ich das nicht vergesse. Kerzen kosten nicht viel und ich weiß, wo sie billig zu haben sind. Du mußt indeß zusammenrechnen, was dir der Handel mit dem Diebsgut eingebracht hat und die ganze Summe—"

„Eingebracht hat!" schrie der Schuster. „Weib, du hast den Verstand verloren! Nichts als Trödel hat er mir eingebracht und das meiste hab' ich in den Kehricht geworfen. Nichts als zerbrochenen Kram bringen sie mir, heute wieder eine Streusandbüchse, was fang' ich mit

einer Streusandbüchse an? Und zwölf Scudi wollen sie haben, hast du das gehört? Wert ist der ganze Plunder keine zwei. Das Pferdegeschirr, das ist noch das beste Stück, wart' einmal —"

Er ging in die Werkstatt, um das gestohlene Pferdegeschirr zu besehen, aber gleich darauf kam er sehr verdutzt zurück:

„Sie haben es wieder mitgenommen, das hab' ich gar nicht einmal gesehen. Für die Maultiere war es ohnehin zu schwer und außerdem war das Leder zerrissen. Zwölf Scudi, was denn nicht noch! Geld willst du haben? In Gottesnamen! Kauf' Kerzen und laß' tünchen."

Und er ging über die Truhe, in der er zwischen Lederabfällen, Messingknöpfen, Glasscherben, Holzstiften und zerbrochenem Geschirr, in einem Tuchlappen eingehüllt, sein Geld verwahrte, und holte einen stark beschnittenen päpstlichen Dukaten und einige Silberstücke hervor.

„Hier sind fünfzehn Scudi", sagte er. „Hole der Henker die Spitzbuben und alle Galeeren und überhaupt die Sünden! So wird man um sein bischen Geld gebracht."

Die Frau nahm die fünfzehn Scudi und behielt sie in der offenen Hand.

„Du haſt deine Sünde und ich habe die meinige“, ſeufzte ſie, während der Schuſter die Truhe verſchloß. „Schon lange war es meine Abſicht, ein gottgefälliges Werk zu tun. Nur habe ich niemals gewagt, dir davon zu ſagen.“

Sie zögerte und blickte zu Boden.

„Nämlich, bevor ich als Magd zu dem hochwürdigen Herrn Pfarrer ging“, fuhr ſie fort, „war ich Nonne und den Profeß hatte ich ſchon abgelegt und auch den heiligen Gehorſam geſchworen. Und wenn die Frau Äbtiſſin nicht geſtorben wäre, ſie bekam die Pocken —“

„Was redeſt du da?“ rief der Schuſter, von der Truhe her verwundert. „Von welcher Äbtiſſin ſprichſt du und von welcher Nonne und von welchem Gehorſam und von welchen Pocken?“

„Ich,“ ſagte die Frau, „ich war die Nonne. Eine dienende Schweſter. Aber ich bin, Gott verzeih' mir die Sünde, aus dem Kloſter gelaufen.“

Und um zu zeigen, daß ſie die Wahrheit ſprach, ging ſie und holte ein Hemd und eine Nachtjacke, ein Lacken, zwei Schröpftücher, ein Buch für die Charwoche und einen irdenen Napf, die den Stempel des Kloſters trugen: Einen fackelſchwingenden Cherub und darüber drei Lilien.

Als der Schuſter in der Nacht darauf ſeinen Handel mit den Dieben in Ordnung gebracht hatte und in die Schlafkammer zurück kam, fand er ſeine Frau wach. Sie hatte Licht gemacht und die Kiſſen zuſammengeſchoben und ſaß aufrecht im Bett.

„Warum ſchläfſt du nicht?“ fragte er. „Haſt du am Ende wiederum gehorcht“

„Nein, ich habe nicht gehorcht“, ſagte die Frau. „Irgend einer von euch hat an die Wand oder an die Tür geklopft. Da fuhr ich

aus dem Schlaf und meinte, ich müßte zur Matutin."

„Zur Matutin?" gähnte der Schuster und zog seinen Rock aus. „Das ist für mich hebräisch."

„Um zwölf Uhr nachts," belehrte ihn die Frau, „wird an die Türe geklopft und man muß aus dem Bett und hinauf auf den Chor, die Laudes singen. Man hat eine Nachtjacke unter dem Habit an, aber trotzdem friert man und bläst sich die Hände. Das ist die Matutin. Wenn wir um zwei Uhr wieder in unseren Betten lagen, waren wir froh."

Der Schuster löschte das Licht aus und legte sich nieder.

„Und dann," fuhr die Frau fort, „um halb sechs und im Sommer gar schon um vier hieß es wiederum aufstehen und es begann die Prim und gleich nachher kam das hochwürdigste Gut. Die Äbtissin freilich, die zeigte sich nur alle vierzehn Tage bei der Morgenandacht. Sie war alt, das ist ja wahr, aber ich wurde nicht einmal dann dispensiert, wenn man mir tags zuvor zur Ader gelassen hatte. Siebenmal im Tag mußte ich auf dem Chor singen und dazwischen gab es Ave Marias zu allen kanonischen Stunden und das Offizium und die Kapitel-

meſſe und die Sext und die Non und wiederum das hochwürdigſte Gut und die Litanei und dazu noch an den Faſttagen das Miſerere und an den Marientagen die Prozeſſion — manchmal kam ich gar nicht dazu, meine Stube rein zu fegen."

„Wir auf den Schiffen," meinte der Schuſter, „hatten ſicherlich mehr Arbeit, geſchenkt wurde einem die Waſſerſuppe wahrhaftig nicht. Und die Arbeit im Pumpwerk iſt etwas ganz anderes als Litaneien ſingen, da ſpürt man ſeine Knochen ordentlich, das kannſt du mir glauben. Aber das ſchlimmſte, denk ich mir, muß das ſein, alle Tage nichts als Weiberröcke um ſich zu ſehen."

„Es gab auch Männer im Kloſter", ſagte die Frau. „Der Kapellan, der der Frau Äbtiſſin die Beichte abnahm. Der Verwalter und dann der Gärtner, geſegnet ſei er, er war es, der mir zur Flucht verhalf. Es war nicht leicht. Er verlangte einen Abdruck des Schlüſſels, aber ich hatte kein Wachs."

„Wachs? Wozu Wachs?" ließ ſich der Schuſter unter der Decke vernehmen. „Das weißt du nicht, daß man aus weichem Brot, wenn man es knetet, auch einen ſehr guten

Abdruck machen kann? Über Nacht wird er steinhart. Und außerdem, ich verstehe das nicht, es muß doch Wachskerzen im Kloster gegeben haben."

„Wir bekamen weder Kerzen noch Lampen, das ist es eben", erklärte die Frau. „Wenn die Dunkelheit kam, mußten wir ins Bett. Die Äbtissin war sehr sparsam. Auch mißtrauisch war sie, oftmals rief sie mich und gab mir harte Worte. Wenn ich Licht verlangt hätte, das hätte einen schönen Spektakel gegeben."

„Ihr Weiber, ihr wißt euch auch gar nicht zu helfen", brummte der Schuster. „Hör' einmal und merk' es dir: Nimm ein Stück Speck und statt des Dochtes eine alte baumwollene Nachtmütze, daraus kannst du die schönste Lampe machen. Man muß sich nur darauf verstehen."

„Ich brauchte aber keine Lampe, sondern Wachs", sagte die Frau. „Als die Äbtissin starb, da brachte ich eine Wachskerze beiseite, die war für die Exequien bestimmt und zwei Pfund schwer. Zum Glück bemerkte niemand, daß sie fehlte. Zwei Wochen lang behielt ich sie bei mir und dann brachte ich dem Gärtner den Schlüsselabdruck und er ging und kaufte Zinn. Auch weltliche Kleider beschaffte er mir."

„Nach allem, was du da sagst," bemerkte der Schuster, „war deine Flucht ein wahres Kinderspiel. Wenn ich dir einmal erzählen wollte, an was ich alles denken mußte und dabei hatte ich niemanden, der mir half. Ich brauchte zum Beispiel ein Schermesser. Denn man hatte mir, um mir die Flucht zu erschweren, den Bart auf beiden Seiten ungleich lang geschnitten. Was tat ich? Nun, ganz einfach, ich stahl dem Aufseher sein Brotmesser und mit dem schabte ich mir, so gut es ging, den Bart herunter."

„Es mag, wie du sagst, nicht schwer gewesen sein", gab die Frau zu. „Aber Angst habe ich genug ausgestanden. Außer dem Gärtner wußte niemand von meinem Vorhaben, aber wenn mich eine von den Schwestern auch nur ansah, wurde ich schon rot. Die Klosterschwestern! Was mag aus ihnen geworden sein? Ich habe sie noch alle in der Erinnerung. Ob die Schwester Monica von den sieben Schwertern noch immer die Rechnungsbücher führt? Und die Schwester Cyrilla von der Dreifaltigkeit, ist die endlich doch Subpriorin geworden? Und die Schwester Frumentia vom heiligsten Sakrament, die uns bei Tisch aus dem Psalter vorlas, und die

Schweſter Seraphica von der Wandlung und die Schweſter Columbana von der Erſcheinung Chriſti —"

„Hör' auf, was ſind das für Namen", ſchrie der Schuſter. „Ich lache mich ſcheckig. Cyrilla von der Dreifaltigkeit! — Manchmal, weißt du, wenn ich die Kloſterfrauen in ihrem grauen Habit über die Straße huſchen ſah, hab' ich mir gedacht, es müßt' doch ein Eſelsſpaß ſein, mit einer von denen die Kurzweil zu treiben. Und nun — ſag' einmal, wie nannte man dich im Kloſter?"

„Schweſter Symphoroſa vom ewigen Licht", ſagte die Schuſtersfrau leiſe.

„Vom ewigen Licht!" krähte der Schuſter, ſprang aus dem Bett und lachte wie toll. Denn, daß er mit einer Frau im Bett lag, die einſtmals einen ſo heiligen Namen geführt hatte, erſchien ihm über alle Maßen ſpaßhaft.

Er war in guter Laune dieſen Abend. Denn er hatte die drei Spitzbuben, die ihre zwölf Scudi zu holen gekommen waren, dazu gebracht, daß ſie ſich mit der Hälfte dieſer Summe und einer Verehrung von einem Schoppen Wein zufrieden gegeben hatten.

Am Weihnachtsabend kam die Frau mit einem Knaben nieder. Während sie am Herde stand, überfielen sie die Wehen und sie hatte gerade noch Zeit zu einer Nachbarin zu laufen und sie um Beistand zu bitten. Denn der Schuster war nicht zu Hause, er war fortgegangen, um Leder einzukaufen.

Als er heimkam, stand die Frau des Gewürzkrämers schon vor der Haustür und sagte:

„Gevatter, nimm die Mütze ab und komm hinein. Es ist ein Knabe."

Die Frau lag matt und schläfrig im Bett und öffnete kaum die Augen, als der Schuster in die Kammer trat. Das Kind war in einem Korb gebettet worden, denn eine Wiege hatten die Schustersleute nicht. Im Herde brannte ein Holzfeuer, an dem die Tücher für die Wöchnerin gewärmt worden waren, und im Kochtopf brodelte die Abendsuppe.

„Er ist groß und stark", sagte die Nachbarin, während der Schuster sich über den Korb beugte. „Es ist alles gut gegangen. Ich war gerade dabei, die Hühner zu füttern, da kam sie über die Gasse gelaufen. Ich sah sie nur an und wußte schon, wie es um sie stand. ‚Hab keine

Angſt!' ſagte ich. ‚Ich hab' ihrer viere zur Welt gebracht'. — Sieh' ihn dir an, Gevatter, jetzt hat er die Augen offen. Mögeſt du Freude an ihm erleben."

Der Schuſter betrachtete den Korb und das Kind und das weiße Linnen. Und die Nachbarin fuhr fort:

„Aus den Weihnachtskindern werden faſt immer Prieſter, Männer der Kirche und oft ſehr gute Prediger und Kanzelredner. Die Oſterkinder wieder, die ſind Taugenichtſe, aus denen wird niemals etwas rechtes. Wenn Gott es zuläßt, kann er ſogar Biſchof werden. Leg' täglich etwas beiſeite, Gevatter, denn das Studieren koſtet Geld."

„Er ſoll Schuſter werden", ſagte der Vater und warf einen Blick auf ſeine Frau, um zu ſehen was ſie davon hielt. „Die Schuſter ſind keine Gottesgelehrten, das iſt wahr, aber es gibt tüchtige und wackere Männer genug unter ihnen, die von allen, die ſie kennen, geehrt werden. Und wer zu mir mit ſeinen Schuhen in die Werkſtatt gekommen iſt, der iſt noch immer zufrieden geweſen, außer es iſt einer, dem es niemand recht machen kann, ſolche gibt es auch. Studieren — wozu? Wenn einer auch

kein Miſſale leſen kann, deswegen kann er doch ein guter Chriſt ſein."

Und er malte dem Knaben mit ſeinen ungelenken Fingern langſam und vorſichtig das Zeichen des Kreuzes auf die Stirne.

Das Kind verzog den Mund und begann zu ſchreien und ſchrie immer ärger und krümmte ſich und wurde ganz blau im Geſicht.

„Geh' fort, du Unglücksmenſch!" ſchrie die Frau des Gewürzkrämers. „Mußt du ihm mit deinen pechigen Fingern ins Geſicht tappen? Sie ſtinken ja nach Pech, deine Finger. Fort

mit dir, geh' in deine Werkstatt, du haſt es erſchreckt, es fürchtet ſich vor dir."

Und ſie ſchob den verdutzten Schuſter beiſeite und nahm das ſchreiende Kind aus dem Korb, um es zu beruhigen.

„Sei gut zu ihm, Lippo", ſagte die Frau vom Bett her mit matter Stimme. „Sei freundlich zu ihm. Und dort auf dem Herd ſteht die Suppe, aber gib acht, ſie iſt ſehr heiß."

In dieſer Nacht hatte der Schuſter einen Traum. Er ſah ſich am Meeresufer ſtehen, im Hafen, dort wo immer die Boote aus Termini mit ihrer Zwiebelfracht anlegten, dort ſtand er und hielt den Korb mit dem Kinde in den Armen. Der Hafen lag verödet da, kein Schiff, kein Kahn, kein Menſch war zu ſehen, weit und breit war Stille, nur die Wogen des Meeres rollten immer wieder rauſchend ans Ufer heran. Aber plötzlich ſah er in weiter Ferne drei Männer, die kamen auf ihn zu, der eine vom Norden, der andre vom Süden her und der dritte kam über das Meer gefahren. Und als ſie ganz nahe waren, da erkannte er, daß ſie goldene Kronen trugen und goldene Schuhe,

und um die Schultern purpurne Mäntel. Und sie warfen sich vor seinem Kinde zur Erde und beschenkten es mit dreierlei Gaben: Nicht Gold, nicht Weihrauch und nicht Myrrhen hielten sie in ihren Händen, sondern der erste brachte Pech und der zweite Schwefel und der dritte Teer.

Der Schuster erwachte und war voll Staunen über dieses sonderbare Gesicht, das er sich nicht zu deuten wußte. Langsam richtete er sich auf. Das Licht des Mondes floß in die Stube und fiel auf das Bild des heiligen Johannes des Täufers, der den Schuster aus dem Dunkel anzublicken schien, als wäre er zur Erde herabgestiegen, um mit ihm zu reden.

Eine Weile hindurch saß der Schuster aufrecht im Bett, dann kam die Müdigkeit über ihn, die Augen fielen ihm zu, er sank zurück und träumte weiter.

Er war nicht mehr am Meeresufer, sondern saß auf seinem Schemel in der Werkstatt und vor ihm auf dem Arbeitstisch lag das Leder, der Draht und die Ahle. Da sah er, durch die Wände des Hauses hindurch sah er es, wie von allen Seiten Gestalten auf ihn zukamen, unzählige, plumpe Figuren, wie Kaufmannsgüter aus den Schuppen im Hafen sahen sie aus, ein

Heer von Korn- und Reis- und Hirſeſäcken von Fäſſern und Schläuchen und Kiſten und Ballen kam gewandert, ſie rollten und hüpften und ſtolperten und ſchoben ſich heran, ſie umdrängten das Haus, ſie klopften an die Fenſter, ſie ſtießen an die Tür, ſie polterten auf dem Dache, ſie ſcharrten an den Wänden, ſie wollten herein und eine Stimme erhob ſich über den Wolken und rief:

„Das ſind die Sünden der Welt, ſie ſind gekommen, ſich zu neigen vor dem, der heut' geboren iſt."

Der Schuſter fuhr aus ſeinem Traum. Er zitterte an allen Gliedern und der Schweiß ſtand ihm auf der Stirn. Er warf einen Blick auf ſeine Frau, denn auch ſie mußte die Stimme gehört haben. Aber ſie lag in tiefem Schlaf.

Das Mondlicht fiel noch immer auf das Bild des Täufers und der Schuſter konnte die mahnend erhobene Hand des Heiligen erkennen. Noch eine Sekunde lang war das Bild von Glanz und Schimmer übergoſſen und dann verſchwand es im Dunkel.

Den nächſten Tag über war der Schuſter ſchweigſam und in ſich gekehrt. Er kochte ſchon

am frühen Morgen das Essen für sich und seine Frau und dann blieb er in der Werkstatt und die Frau hörte ihn das Sohlenleder klopfen, als wäre es Werktag. Einmal kam er in die Kammer und blickte minutenlang schweigend auf das Kind nieder, das im Korbe lag und schlief.

Spät am Nachmittag erst, als es zu dunkeln begann, schien er sich des Feiertags zu erinnern. Er nahm den blauen Rock aus der Truhe, in dem er an den Sonntagen auszugehen pflegte, und bürstete ihn umständlich und mit viel Sorgfalt aus. Dann trat er an das Bett seiner Frau.

„Ich gehe, um mich nach einem Paten für das Kind umzusehen", sagte er. „In einer Stunde bin ich zurück. Du bleib' nur im Bett, ich will mit der Nachbarin reden, daß sie herüber kommt. Laß es dir nur ja nicht einfallen, aufzustehen. Die Maultiere habe ich schon gefüttert."

„Den Taufpaten mußt du nicht erst suchen", meinte die Frau. „Geh' zu dem Geflügelhändler Scalza, in der Monserratagasse gleich gegenüber dem großen Wassersammler wohnt er. Er hat mir schon lange versprochen, das Kind aus der Taufe zu heben. Das ist so gut wie abgemacht.

Und ein schönes Taufgeld können wir auch erwarten, denn er ist reich. Vielleicht auch ein paar Kapaune. Du mußt aber laut mit ihm sprechen, er hört nicht gut. Und vor dem Hund nimm dich in Acht, es ist ein großer, brauner, ein sehr bissiger. Geh nicht in den Hof, bevor man ihn nicht an die Kette gelegt hat."

Der Schuster nahm seinen Mantel und seine Mütze und ging.

Er kannte in der Stadt einen sehr gelehrten Mann, einen Doktor der Wissenschaften, der lange Jahre hindurch an allen Schulen studiert hatte. Und von weit und breit kamen Leute in Kaleschen vor sein Haus gefahren, um sich bei ihm Rat zu holen. Zu diesem berühmten Mann nahm der Schuster seinen Weg und da er seinen blauen Sonntagsrock anhatte, so zögerte er nicht, in das Haus einzutreten.

Der Arzt saß in einem scharlachenen Rock an einem Tisch, auf dem, zwischen zwei brennenden Kerzen, Bücher und Schriften und eine Perücke lagen, und auf seinem kahlen Schädel saß ein Käppchen aus rotem Samt. Er hatte ein Fläschchen in der Hand und schüttelte es und hielt es an's Licht. Als der Schuster eintrat und bei der Tür stehen blieb, sah er nur flüchtig

nach ihm hin. Dann winkte er ihm, näher zu kommen.

„Was fehlt dir?“ fragte er. „Wo ſitzt der Schmerz?“

„Euer Gnaden —“ ſtotterte der Schuſter und dann ſchwieg er, um ſich zurecht zu legen, was er weiter ſagen wollte.

Nun blickte der Doktor auf und merkte, daß er einen großen, geſunden und ſtarken Mann mit rotem vollem Geſicht vor ſich hatte. Und er fragte weiter:

„Wo haſt du den Kranken? Warum haſt du ihn nicht gleich mitgebracht? Liegt er zu Bett?“

„Meine Frau,“ ſagte der Schuſter, „ja, die liegt im Kindbett. Aber die Nachbarin, die iſt ohnehin bei ihr, die Frau des Gewürzkrämers nämlich. Und morgen denk' ich, wird ſie ſchon aufſtehen und ihre Arbeit verrichten können.“

„Was mit dem Kranken iſt“, unterbrach ihn der Arzt und griff wieder nach ſeinem Fläſchchen.

„Ich, Euer Gnaden, ich habe heute nachts, ſchon mehr gegen Morgen, ein Geſicht gehabt und Euer Gnaden ſollen es mir deuten. Dazu bin ich gekommen“, meinte der Schuſter.

„Was haſt du heute nachts gehabt?“

„Einen Traum“, wiederholte der Schuſter. „Und Euer Gnaden ſollen ihn mir deuten.“

Der Arzt ſtellte das Fläſchchen wieder auf den Tiſch.

„Guter Freund,“ ſagte er, „du haſt an die falſche Tür geklopft. Träume auszulegen, das hab' ich nicht gelernt.“

Der Schuſter ſah wohl, daß der gelehrte Mann nicht die Wahrheit ſprach. Denn das Zimmer war voll von Geheimniſſen. Allerorten

gab es seltsam geformte Flaschen, in einer Ecke stand mit drohend erhobener Hand ein Totengerippe und auf dem Tische lag, grünlich schillernd, der Stein der Weisen. Und gedruckte Bücher gab es in ganzen Stößen und wer die alle gelesen hatte, der mußte auch Träume auslegen können.

„Euer Gnaden meinen vielleicht, daß ich keinen Dreier in der Tasche habe", gab der Schuster zur Antwort. „Es ist möglich, daß ich so aussehe. Aber ich kann bezahlen, was es kostet. Und den Traum hat mir der heilige Johannes geschickt."

„Hör mich einmal an!" sagte der Doktor. „Ich bin Arzt, verstehst du das? Lauf' die Treppe hinunter, fall' hin und brich' dir die Rippen und du sollst sehen, wie ich dich wieder zusammenflicken werde. Das habe ich gelernt, das verstehe ich. Aber mit deinen Träumen laß mich zufrieden! Und damit pax und benedictio und jetzt geh' deiner Wege!"

Und er schlug, ohne den Schuster weiter zu beachten, ein Buch auf, zog die Kerzen näher an sich heran und begann zu lesen.

„Die Pest über dich! Möge dich Gott an Leib und Seele verderben", murmelte der

Schuſter, erboſt über ſoviel Schlechtigkeit, weil ihn der Arzt die Rippen brechen hieß. Und dann drehte er ihm den Rücken und ging.

Außerhalb der Stadt, eine Wegſtunde etwa hinter dem Pancratiustor, wohnte ein alter Bauer, der denen, die zu ihm kamen, gegen Bezahlung eines kleinen Lorbeertalers oder dreier Scudi Heilmittel gegen die Krankheiten ihrer Tiere verſchrieb, und in der heiligen Schrift war er auch bewandert. Dieſen Mann ſuchte der Schuſter auf und berichtete ihm von dem Traum, den ihm St. Johannes der Täufer, geſendet hatte.

„St. Johann der Täufer, ſchickt keine Träume“, wies ihn der bibelkundige Mann zurecht. „Er hat im Himmel ein anderes Amt. Er wird von denen, die an der Waſſerſucht leiden, um Fürſprache angegangen und außerdem hat er die Rinderzucht in ſeinen Schutz genommen. Wenn dir ein heiliger Johannes einen Traum geſchickt hat, ſo kann dies nur der Preſbyter Johannes geweſen ſein. Man möchte es nicht glauben, die Leute verwechſeln alles, ſogar die Heiligen.“

Er ſprach durch die Naſe. Das war ihm von den Pocken zurückgeblieben.

„Mag es dieſer Johannes oder ein anderer geweſen ſein“, meinte der Schuſter. „Ich weiß nicht, welcher Johannes es eigentlich war. Er

hängt in meiner Stube und ich ſehe ihn alle Tage.“

Und er begann dem in der chriſtlichen Lehre erfahrenen Mann von ſeinen Traumgeſichten zu erzählen, von den drei Königen und ihren Geſchenken, von der unendlichen Schar der kopfloſen Geſtalten, die zu ſeinem Hauſe ge-

pilgert waren, und von der Stimme, die sich über den Wolken erhoben hatte.

Der alte Mann stand auf und zog einen Kochtopf vom Herdfeuer fort, denn die Milch wollte übergehen. Als er zurückkam, schlug er ein Kreuz und sagte:

„Pech, Schwefel und Teer, so steht es geschrieben. Erfahre, Schuster, daß die drei Männer, die du gesehen hast, die Fürsten der Hölle waren. Du hast geträumt einen Traum vom Antichrist."

„Vom Antichrist", stammelte der Schuster. Er wurde bleich, versuchte aufzustehen, fiel zurück und starrte den alten Mann aus weit aufgerissenen Augen an.

„In den Büchern steht es geschrieben", fuhr der Alte mit näselnder Stimme fort. „Und der Presbyter Johannes hat es vorhergesagt: Der Antichrist wird geboren werden, der große Lügner und falsche Prophet, und wird Zeichen tun und Wunder verrichten. Viele Seelen wird er betören und die Gläubigen werden ihm zulaufen von allen Enden der Welt. Dann wird er sich erheben als das Haupt geheimer Bündnisse und wird das Reich der christlichen Könige zerstören und der heiligen Kirche unnennbaren

Schaden tun. Und nach ihm wird kommen Krieg und Aufruhr und Plünderung und Peſtilenz, denn Gott wird die ſieben Schalen ſeines Zornes über die Menſchheit gießen."

„Und wie," fragte der Schuſter und nahm alle Kraft zuſammen, „wie kann ein katholiſcher Chriſt dieſen falſchen Propheten und Feind der Kirche erkennen?"

„Daran wird man ihn erkennen, daß er geboren iſt am heiligen Weihnachtsabend wie Chriſtus, unſer Herr. Und ſein Vater wird ein entſprungener Mörder ſein und ſeine Mutter eine entlaufene Nonne, ſo iſt es verkündet und ſo ſteht es geſchrieben."

Der Schuſter ſagte kein Wort. Der Alte nahm den Milchtopf vom Herd und tat einen Schluck und die weißen Tropfen blieben an ſeinen Bartſtoppeln hängen.

„Nur der Preſbyter Johann kann dir dieſen Traum geſchickt haben", begann er dann von neuem. „St. Johann, der Täufer, und Sankt Johann, der Preſbyter, das iſt nicht dasſelbe. Glaubwürdigen Berichten zufolge leben die Beiden im Himmel nicht in Eintracht miteinander. In der Gemeinſchaft der Heiligen ſehen ſie einander kaum an und mehr als einmal haben

ſie unter den Augen der allerheiligſten Jungfrau und des Sohnes ſogar zu ſtreiten begonnen. Du mußt die Beiden auseinander halten."

Dann verlangte er ſeinen Lorbeertaler und erhielt ihn.

Der Schuſter ging in der Dunkelheit den Weg zurück, den er gekommen war. Sein Herz war voll Bangigkeit. In den Ölbäumen zu beiden Seiten der Straße rauſchte der Wind und der Himmel war voll Wolken, die hatten die Farbe von Schwefel, Pech und Teer. Und ſie jagten dahin, als wollten ſie in alle Welt

die Botschaft tragen, daß im Hause des Schusters in der Vetturinergasse der Antichrist geboren sei.

Daheim fand der Schuster die Nachbarin in der Stube, die gab ihm Zeichen, er möge stille sein und auf den Fußspitzen gehen, denn die Wöchnerin war soeben eingeschlafen. Und das Kind, vor dem die Sünden der Welt sich neigten, lag in einem hölzernen Zuber und die Nachbarin rieb ihm die Haut mit Unschlitt ein.

An einem Donnerstag wurde das Kind getauft und tags darauf ging die Schustersfrau mit dem Wassereimer in die Werkstatt, um den Boden zu scheuern. Der Schuster saß auf seinem Schemel, aber er arbeitete nicht und die Frau blickte ihn voll Sorge an, denn schon seit Tagen hatte er kein Wort gesprochen, fortwährend saß er und stierte vor sich hin und sie wußte sich sein verändertes Wesen nicht zu erklären.

Sie tauchte den Scheuerlappen in den Eimer und während sie ihn auswand, begann sie verschiedene Neuigkeiten zu erzählen, die ihr in den letzten Tagen zu Ohren gekommen waren, weil sie meinte, auf diese Art den Schuster zum Sprechen bringen zu können.

„Drüben der Kornhändler will sein Haus niederreißen und ein neues, viel größeres bauen", sagte sie. „Der weiß auch nicht, wohin mit seinem Geld. Was allein die Maurerarbeit an dem Hause kosten wird."

Der Schuster erwiderte nichts und die Frau rieb mit der Bürste und dem Scheuerlappen den Fußboden und fuhr fort:

„Man hört jetzt wieder soviel von Diebstählen in den Magazinen und die Backöfen werden auch geplündert und da gibt es Wächter und Aufseher und Kommissionen und es hilft alles nichts: die armen Leute nehmen sich ihr Brot, wo sie es finden, und sie haben recht. Denn die Ernte war gut, weil die Witterung gut war, und die ganze Teuerung haben nur die Wucherer hervorgerufen. Auf den Safran will man jetzt eine neue Steuer legen, die Frau des Gewürzkrämers hat es mir gesagt."

Der Schuster schwieg und die Frau wurde immer unruhiger, immer schwerer wurde ihr um 's Herz. Und da sie kein anderes Mittel sah, ihn aufzuheitern, so begann sie von der Taufe zu sprechen, denn sie meinte, es müßte ihm doch Vergnügen machen, davon zu hören.

„Wirklich, das ganze Viertel iſt in der Kirche geweſen", erzählte ſie. „Es waren mehr als hundert Leute, freilich, gezählt habe ich ſie nicht. Auch der Marcheſe Caraffa war da, der mit dem goldenen Kreuz und dem roten Band, er iſt Ritter des St. Januariusordens. Man hat mir ihn gezeigt. Aber vielleicht war er gar nicht unſeretwegen dort, ſondern nur, weil er alle Tage in die Immaculatakirche geht, er kennt uns ja gar nicht, oder kennſt du ihn etwa? Es heißt, daß der König in dieſem Jahr ihn zum heiligen Vater ſchicken will mit dem Prachtſchimmel und den ſiebentauſend Dukaten. Dann, wer noch dort war: der Schneider! Der Schneider aus der Kapuzinergaſſe, der, mit dem du Streit gehabt haſt, einen Fleckenmauſer haſt du ihn genannt. Der war auch in der Kirche. Er meinte, daß ich ihn nicht ſehen könne, weil er ſich in den Winkel drückte, aber ich hab' ihn genau geſehen. Müde war ich, beinahe wäre ich ſtehend eingeſchlafen."

Und ihre Gedanken glitten in die Schlafkammer zu ihrem Kind, ſie hielt das Scheuertuch in der Hand und vergaß die Arbeit und das Waſſer floß in dünnen Bächen über den Fußboden.

„Er ſchläft“, ſagte ſie. „Ich hab' ihm zu trinken gegeben und jetzt liegt er in ſeinem Korb und ſchläft. Iſt es nicht ſonderbar, daß wir jetzt plötzlich zu dritt ſind?“

Der Schuſter blickte ſtumm zu Boden und gab keine Antwort.

„In drei oder vier Jahren wirſt du ihn über die Gaſſe um Schnupftabak ſchicken“, plauderte die Frau weiter. „Die Zeit vergeht raſch. — ‚Für den Vater fünf Lot Marokko, aber vom beſten‘ — wird er ſagen, ich höre ihn ſchon. Heute kann er nur zum Schreien den Mund aufmachen. Das Licht mag er nicht. Das mußt du dir anſchauen, wie er die Augen zudrückt, wenn ihm die Sonne ins Geſicht ſcheint, mittags. In drei Wochen iſt ihm vielleicht ſchon der Korb zu klein, ich muß mich bald nach einem andern umſehen. Lichte Haare hat er und ſeine Augenbrauen ſind auch ganz licht.“

„Wenn er tot iſt, will ich ihm eine ſchöne Vigilie ſingen laſſen“, ſagte plötzlich der Schuſter.

Erſchrocken fuhr die Frau in die Höhe und das naſſe Scheuertuch fiel klatſchend auf den Fußboden nieder.

„Gott ſteh' mir bei, was redeſt du da!“ rief ſie. „Mit ſolchen Dingen treibt man doch keinen Scherz. Ich weiß nicht, wie du auf ſolche Gedanken kommſt. Eine Vigilie! Gott behüte, nicht einmal den Kopfgrind darf er bekommen.“

Mit einem leiſen Schrei erwachte die Frau in der Nacht aus dem Schlaf, ſie hatte im Traum die Vigilie ſingen gehört, drei klagende Stimmen, und zwei Männer hatten den Sarg getragen, und den traurig-grünen Friedhofsraſen hatte ſie geſehen und die feuchte Erde des friſch-geſchaufelten Grabes. Und froh darüber, daß dies nur ein Traum geweſen war, wurde ſie munter und richtete ſich auf. Ein Lichtſchein fiel in ihr Geſicht und ſie ſah den Schuſter in der Mitte der Stube ſtehen, mit dem Kerzenlicht in der einen und einem Kopfkiſſen in der anderen Hand. Und wie er ſo daſtand, bleich, vornüber-geneigt, mit weit geöffnetem Mund und die Augen ſtarr auf das ſchlafende Kind gerichtet, da beſchlich ſie ein leiſes Gefühl der Angſt. Noch begriff ſie nicht, was dies zu bedeuten hatte, doch die Worte, die ſie am Morgen aus

seinem Munde gehört hatte, und ihr Traum und das Kopfkissen in seiner Hand, das alles erfüllte sie mit einer unbestimmten Furcht und Bangnis.

„Was tust du da?“ rief sie. „Es ist noch dunkel, warum bist du aufgestanden?“

Der Schuster wandte ihr sein Gesicht zu und sah sie mit zornigen Augen und gefurchter Stirn an.

„Bleib' im Bett und rühr' dich nicht!“ sagte er. „Geschehen muß es, was hilft das Reden.“

„Was muß geschehen?“ schrie die Frau auf. „Gott sei mir gnädig, was hast du vor, was willst du mit dem Kissen?“

„Gott weiß davon. Und du misch' dich nicht in seine Sachen“, herrschte sie der Schuster an. „Bleib' im Bett, sag' ich dir, und frag' nicht weiter, denn geschehen muß es.“

Im Augenblick war sie aufgesprungen und trat zwischen ihn und das Kind. Ein kalter Luftzug strich durch die Stube und das Licht in der Hand des Mannes flackerte. Eine Minute lang standen sie schweigend, Brust an Brust, einander gegenüber. Dann wandte sich der Schuster ab.

„Es iſt kalt“, murmelte er. „Ich bin aufgewacht, weil es ſo kalt war. Ich dachte, er könnte frieren, da ſtand ich auf und wollte ihn zudecken.“

Er ließ das Kiſſen zu Boden fallen und ging zurück in ſein Bett.

Die Frau aber hatte in ſeinem Geſicht die furchtbare Wahrheit geleſen.

Und an allen Gliedern zitternd ging ſie hin und hob das Kind aus dem Korb und trug es in ihr Bett, und die ganze Nacht hindurch hielt

ſie es an ſich gedrückt und die ganze Nacht hindurch ſchloß ſie kein Auge.

In der Früh verließ der Schuſter das Haus und ging hinunter zum Hafen, um die drei Diebe zu ſuchen, denn er hatte mit ihnen zu reden.

Es war ein kalter und naſſer Tag, der Regen floß in Strömen vom Himmel, in den Gaſſen

ſah man nur wenige Leute und die hatten es eilig, unter ein Dach zu kommen. Die Weinhäuſer und die Garküchen waren voll Menſchen

„Hier sind sie", sagte der Schuster und wies auf seine Tasche. „Hier, ich habe sie mitgebracht' Nur, das eine noch, es ist eine kleine Arbeit zu verrichten, nämlich, bevor ich zahle —"

Wiederum blickte er scheu um sich und dann, als er dessen sicher war, daß niemand herüber sah, machte er unter dem Tisch die Geste des Zustoßens und dabei zitterte ihm die Hand und seine Stirne war feucht von Schweiß.

Der Nobile sah den Abbate an und der Abbate den Nobile, sie nickten einander zu und begannen zu lachen und der Abbate kicherte vergnügt:

„Verstehen Sie, Sir Thomas? Der Schuster hat eine Frau und die Frau hat einen Liebhaber und der Liebhaber soll nun drei Zoll Eisen bekommen, damit jeder seinen Teil am Hochzeitsfladen hat. Schuster, sag' mir das eine: Ist es ein Edelmann? Dann ist es für unseren Kapitän eine Sache, denn der kann fechten wie der Teufel."

Der Schwarzgekleidete hob langsam den Kopf und blickte den Schuster forschend an.

„Unser Kapitän", fuhr der Abbate fort, „ist selbst von Adel, ich weiß nicht mehr aus

welchem hochvornehmen Haus in Piſa oder Florenz. Und mit dem Stoßdegen kann er umgehen wie du mit deiner Ahle."

Der Schuſter ſchüttelte den Kopf.

„Der, um den es ſich handelt, iſt kein Edelmann", ſagte er. „Nein, er iſt von ſehr gewöhnlicher Herkunft."

„Dann iſt es nichts mit dem Stoßdegen", meinte der Abbate. „Mit dem Pöbel ſchlägt ſich unſer Kapitän nicht. Schuſter, ich will dir für vierzig Scudi ein Pulver geben, wenn einer das ſchluckt, iſt er dahin und kein Arzt wird etwas finden können. Sublimierter Mercurius, ein weißes Pulver, es ſieht aus wie Salz. Am beſten iſt's, du gibſt es ihm in einer Hühnerpaſtete."

„Er ißt keine Hühnerpaſtete", ſagte der Schuſter leiſe.

„Alſo in einem Eierkuchen", ſchlug der Abbate vor.

„Eierkuchen ißt er auch nicht."

„Dann, zum Henker, du Narr, ſchütt' es in ein Glas Wein und die Sach' hat ein Ende."

„Er trinkt auch keinen Wein."

„Wie?" rief der Abbate. „Er trinkt keinen

Wein? Hat sich deine Frau am Ende mit einem Türken vergessen?"

„Mag es wer immer sein", gurgelte der Engländer. „Laß' mich die vierzig Scudi sehen, so soll er seinen Teil bekommen. Mohr oder Türke oder Zigeuner, ich muß nur wissen, wo er zu finden ist."

„Wenn ihr heute nachts in mein Haus kommt, so will ich ihn euch zeigen", sagte der Schuster. „Die Tür werde ich offen lassen. Aber es muß im Augenblick geschehen sein, ihr dürft nicht lange fragen, denn meine Frau —"

„Gib nur die vierzig Scudi her!", fiel ihm der Abbate ins Wort. „Zähl' sie uns auf den Tisch! Du wirst sehen, er wird keine Zeit haben, seinen Namen zu nennen. Er wird gar nicht dazukommen, zu sagen: Ich bin der und der. — Ist er groß von Statur oder klein?"

„Klein, sehr klein", sagte der Schuster traurig. „Glaubt mir, ihr werdet wenig Mühe mit ihm haben. Ach, ich hätte es selbst getan, aber, weiß Gott, ich brachte es nicht über mich."

„Klein oder groß", sagte der Abbate. „An dem vereinbarten Preis ändert das gar nichts. Manchmal, weißt du, sind die kleinen Fische am allerschwersten zu fangen."

Von der Stunde an, in der es ihm zur Gewißheit geworden war, daß er bestimmt und ausersehen sei, die Menschheit vor ihrem schlimmsten Feind, dem Antichrist, zu erretten — von dieser Stunde an war der Schuster in fortwährender Erregung gewesen, denn der Gedanke, daß er an seinem eigenen Kind zum Vollstrecker des göttlichen Willens werden sollte, ließ ihn erschauern. Und weil er fürchtete, der Angst, der Schwermut und der Zaghaftigkeit zu erliegen, hatte er sich die drei Diebe als Helfer genommen. Und nun, da die Sache nicht mehr in seinen Händen lag, war ihm leichter zu Mut.

Nur das eine blieb ihm noch zu tun übrig, er mußte seiner Frau die Wahrheit über das Kind, das sie geboren hatte, sagen. Es durfte ihr nicht länger verborgen bleiben, daß sie in ihrer Schlafkammer das Verderben der Welt mit ihrer Liebe behütete und aufzog. Und wenn sie die Wahrheit erfahren hatte, dann mußte sie gutheißen und geschehen lassen, was nach dem Ratschluß Gottes geschehen mußte, daran zweifelte der Schuster nicht. Denn sie war ihm immer eine gehorsame Frau gewesen, stets

hatte ſein Wort im Hauſe gegolten und niemals hatte es zwiſchen ihnen einen Streit gegeben.

Als er heimkam, war es dunkel in der Werkſtatt, aber in der Schlafkammer brannte Licht. Die Frau hatte Waſſer auf dem Herde gewärmt, denn ſie wollte das Kind baden. Sie nahm es aus den Windeln und hob es in die Höhe und dabei gab ſie ihm hundert ſonderbare und zärtliche Namen:

„Was hab' ich denn da?“ ſagte ſie und warf getrocknete Kamillenblumen ins Waſſer, weil die gut für den Haarwuchs ſind, und eine Handvoll Fenchelſamen, denn der verhütet die Krähe. „Was hab' ich denn da? Eine kleine Eichkatze hab' ich da, eine Grasmücke, einen Kuckuck. Halt' ſtill, oder ich ſag' dir, ich laſſe dich fallen.“

Der Schuſter hielt ſich in der Nähe des Herdfeuers, denn ſeine Kleider waren vom Regen naß. Es ſchien ihm an der Zeit, ſeiner Frau die ganze Wahrheit zu ſagen, aber er wußte nicht, wie beginnen, und ihre fröhlichen Worte fielen ihm ſchwer auf's Herz. Und wie er ſo daſtand, ſchien es ihm, als wären die Augen des Kindes auf ihn gerichtet, ein Schauer

überlief ihn, er wandte ſich ab und murmelte verſtört:

„Er iſt es. Der Heilige hat mich nicht belogen. Er iſt es. Wie er mich anſieht! Das Geheimnis der Ruchloſigkeit regt ſich ſchon in ſeinen Augen.“

„Eine kleine, nackte Schnecke hab' ich da“, ſagte die Frau zum Kind. „Einen Fiſch, eine Maus, eine naſſe Waſſermaus.“

„Wehe, warum hat Gott uns beide zuſammengeführt“, ſtöhnte der Schuſter. „Geoffenbart ſind unſere Sünden in dieſem Kind.“

„Das iſt ein Spaß“, plauderte die Frau und goß dem Kinde Waſſer über den Rücken. „Möchteſt gerne lachen und kannſt es noch nicht, aber die Finger, die kannſt du ſchon bewegen. Du willſt Waſſer trinken? Laß' das, ſag' ich dir, laß' das, du Eſelchen, du kleines.“

Die Zeit verlief und der Schuſter nahm ſeinen Mut zuſammen.

„Nimm das Kind aus dem Waſſer“, ſagte er mit heiſerer Stimme. „Nimm es und ſag' ihm Lebewohl. Nun muß geſchehen, was Gott über uns verhängt hat.“

„Mein Eſelchen, mein kleines“, ſtammelte die Frau zu tiefſt erſchrocken und hob das Kind

aus dem Bad und preßte es an ſich und eine lähmende Angſt ſtieg in ihr empor.

„Wiſſe“, ſagte der Schuſter und atmete tief auf, „daß das Kind, das du in deinen Armen hältſt, der Antichriſt iſt. Daran iſt nicht zu zweifeln. Als Sohn eines Mörders und einer entlaufenen Nonne iſt er zur Welt gekommen, ſo wie es ſeit langem vorhergeſagt iſt. Leider, es iſt ſo. Ich ſelbſt habe mit meinen Augen die heiligen Bücher geſehen, in denen das alles geſchrieben ſteht. Er muß hinweggetan werden oder es kommt unnennbares Elend über den Glauben und über Gottes heilige Kirche.“

Die Frau hatte von alledem nichts verſtanden, ſie wußte nur, daß von ihrem Kinde die Rede war und daß der Schuſter etwas Schlimmes im Sinne hatte.

„Komm' mir nicht nahe!“ fauchte ſie. „Ich ſag' dir das eine, rühr' es mir nicht an!“

„Es hilft nichts“, ſagte der Schuſter traurig. „Glaub' mir, auch ich möchte vor Kummer vergehen. Aber um unſeres Seelenheiles willen muß es getan ſein.“

„Bleib', wo du ſtehſt!“ fuhr ihn die Frau an. „Ich leid' es nicht, daß du es anrührſt.“

„Du leideſt es nicht?“ rief der Schuſter und

geriet in Zorn. „Wer hat denn hier zu reden überhaupt, du oder ich? Wer ſchafft das Brot und wer zahlt die Steuern und wer müht und plagt ſich den ganzen Tag mit dem Draht und dem Leder?"

„Und wer kocht?" ſchrie ſie zurück, „und wer fegt und wer flickt und wer hält das Haus in Ordnung und wer füttert die Maultiere?"

Sie ſtanden atemlos einander gegenüber und dann ſah die Frau die Zornadern auf des Schuſters Stirne und kam zur Beſinnung und

erkannte, wie ſchwach ſie war und daß ſie mit Gewalt nichts gegen ihren raſenden Mann vermochte. Und ſo verſuchte ſie es mit guten Worten.

„Hör' mich an," bat ſie, „und ſei nicht zornig. Wie man zum heiligen Kreuz bittet und zur Hoſtie und zum Tabernakel, ſo bitte ich dich: Hab' Erbarmen mit ihm, um Gotteswillen, was willſt du ihm denn tun, er iſt ja auch ein Menſch wie du und ich und noch ſo klein."

„Weib!" rief der Schuſter. „Hat dich denn Gott mit Blindheit geſchlagen, daß du denn Antichriſt nicht erkennſt? Daran ſchon ſollteſt du ihn erkennen, daß er am Weihnachtsabend in die Welt gekommen iſt, als unſer Kind, als der Sohn eines Mörders und einer entlaufenen Nonne, denn genau ſo iſt es in den alten Schriften vorhergeſagt worden. Gelobt ſei Gott, daß er mir ſeinen Heiligen geſchickt hat, um mir den rechten Weg zu zeigen, dieſen Johannes da."

„Dieſer Johannes? Das iſt mir ein ſchöner Heiliger. Sein Leben lang iſt er eine Läſterzunge geweſen, allen Leuten hat er Böſes nachgeſagt und es hat auch kein gutes Ende mit ihm genommen."

„Du irrſt dich in ſeiner Perſon", meinte der Schuſter. „Er iſt nicht der Johannes, den du meinſt, ſondern ein anderer, ich hab' ſogar gewußt, welcher. Und dieſes Kind iſt ſo gewiß der Antichriſt —"

„Er mag der Antichriſt ſein!" rief die Frau verzweifelt, „aber er iſt mein Sohn, ich habe ihn geboren und um nichts in der Welt —"

„Stille!" ſagte der Schuſter und horchte auf. „Ich glaub', da ſind ſie. Ja. Sie ſind gekommen."

Die Tür öffnete ſich und die drei Diebe traten in die Stube.

Zu allererſt kam der Engländer mit dem Federhut und der Perücke, er hielt den bloßen Degen in der Hand und ſpähte umher, aber er gewahrte nur den Schuſter und die Frau und das Kind und ſonſt keine Menſchenſeele. Hinter ſeinem Rücken kam der kleine Abbate zum Vorſchein und mit ihm zugleich drang ein Geruch von gekochtem Stockfiſch in die Stube.

Der Dritte, der ſtumme Kapitän ſtand an den Türpfoſten gelehnt. Er hielt die Arme

über die Bruſt gekreuzt und blickte zu Boden und ſein bleiches Geſicht blieb im Schatten verborgen.

„Schuſter, wo hat ſie ihn hingetan?“ kicherte der Abbate. „Er ſoll nur hervor kommen. Ich tu' ihm nichts, ich bin nur mitgekommen, um ihn zu abſolvieren.“

Die Speckſchwarten, die von der Decke herabhingen, gaben ſeinen Gedanken eine andere Richtung.

„Zu eſſen habt ihr genug“, meinte er. „Damit könnt' ihr bis in den April hinein auskommen.“

Die Frau hatte ihr Kind eilig in ihr Bett gelegt. Sie ſah, daß ſie jetzt vier Männern gegenüberſtand und der Zorn der Verzweiflung kam über ſie. Sie blickte ſich nach einer Waffe um und fand das Küchenbeil, das lag noch auf dem Herd, weil ſie am Nachmittag Holz geſpalten hatte.

„Ihr Böſewichte!“ rief ſie. „Ihr ſeid auch wieder da? Gibt es denn keine Schandtat, bei der ihr nicht dabei ſein müßt? Ihr Galgenvögel, packt euch! Um Gotteswillen, ſo geht doch, was hat euch denn mein Kind getan?“

„Du ſchweig'!“ ſagte der Abbate ſehr von

oben herab. „Von dir hört man schöne Sachen. Deinem Mann hast du die Treue geschworen und jetzt findet er dich bei einem Andern und dabei unterstehst du dich noch, die Ehrbare zu spielen. Pfui über solche Weiber! Wo hast du deinen Liebhaber? Heraus mit ihm!"

Die Frau stand ganz verdutzt und wußte nicht, was sie dazu sagen sollte. Und der Schuster bekam einen roten Kopf.

„Was sind das für schimpfliche Worte?" fuhr er den Abbate an. „Du solltest dich schämen, so zu reden. Gib acht, daß ich dir nicht den Buckel voll dresche. Meine Frau hat keinen Liebhaber, wer das sagt, der lügt. Ich weiß von keinem."

„Wie?" rief der Abbate. „Und du hast nicht selbst gesagt, daß du sie mit einem schwarzen Mulatten im Bett angetroffen hast, die Ehrvergessene, und noch dazu mit einem Beschnittenen, der kein Schweinefleisch ißt."

„Davon hab' ich kein Wort gesagt", knurrte der Schuster. „Mir scheint, du willst Prügel haben."

„Genug geschwätzt", sagte der Engländer und warf seinen Federhut auf den Tisch. „Wir sind da, um ihn vier Schuh tief unter die Erde

zu bringen, mag er nun bei deiner Frau gelegen sein oder bei einer anderen. Wo hast du ihn? Ich seh' ihn nicht."

Der Schuster atmete tief auf und dann drehte er sich um und wies mit der Hand auf das Kind, das lag bei all dem Lärm ruhig schlafend im Bett und an seiner Wange hing noch vom Bade her ein feuchtes Kamillenblatt.

„Hier ist er", sagte er.

Der Abbate machte ein erstauntes Gesicht und der Engländer stand mit dem bloßen Degen in der Faust und sah darein, als hätten ihm die Hühner sein Frühstückbrot weggetragen.

„Ein Kind", gurgelte er.

„Ein Kind", meckerte der Abbate.

Der Schuster seufzte. Die Frau stand an allen Gliedern zitternd vor dem Bett und war bleich wie der Tod, aber das Beil hielt sie mit beiden Händen fest umklammert.

Der stumme Kapitän richtete sich langsam auf und machte einen Schritt vorwärts. Jetzt stand er im Licht des Herdfeuers. Mit seinen dunklen Augen sah er unverwandt die Frau an und in seinem bleichen Gesicht regte sich kein Muskel.

Der Engländer fand endlich die Sprache wieder.

„Was, zum Teufel, denkt er sich bei alledem, Don Cecco?“ fragte er.

„Ich mein', daß wir bezahlt sind, Sir Thomas“, gab der Abbate zurück. „Und etwas anderes hat uns nicht zu bekümmern.“

„Das ist ein recht verdrießliches Geschäft, Don Cecco“, kam es unter dem roten Schnauzbart hervor.

„Ihr sollt nicht lange fragen, wie und warum, so ist es ausgemacht“, rief der Schuster. „Ihr sollt tun, was ich euch aufgetragen hab'. Die vierzig Scudi habt ihr eingesteckt.“

Der Engländer würdigte den Schuster keines Wortes.

„Sie wissen, Don Cecco,“ begann er, „daß ich Soldat bin. Ich hab' sieben Feldzüge mitgemacht, in Deutschland, in Spanien und in der Lombardei. Und wenn ich Stöße austeile, so will ich auch Stöße abzuwehren haben oder die Sache macht mir keinen Spaß. Und ich mein', der dort wird sich nicht gar sehr zur Wehr setzen.“

„Damit hat es seine Richtigkeit, Sir Thomas“, sagte der Abbate.

„Darum mein' ich, das ist keine Sache für

zu bringen, mag er nun bei deiner Frau gelegen ſein oder bei einer anderen. Wo haſt du ihn? Ich ſeh' ihn nicht."

Der Schuſter atmete tief auf und dann drehte er ſich um und wies mit der Hand auf das Kind, das lag bei all dem Lärm ruhig ſchlafend im Bett und an ſeiner Wange hing noch vom Bade her ein feuchtes Kamillenblatt.

„Hier iſt er", ſagte er.

Der Abbate machte ein erſtauntes Geſicht und der Engländer ſtand mit dem bloßen Degen in der Fauſt und ſah darein, als hätten ihm die Hühner ſein Frühſtückbrot weggetragen.

„Ein Kind", gurgelte er.

„Ein Kind", meckerte der Abbate.

Der Schuſter ſeufzte. Die Frau ſtand an allen Gliedern zitternd vor dem Bett und war bleich wie der Tod, aber das Beil hielt ſie mit beiden Händen feſt umklammert.

Der ſtumme Kapitän richtete ſich langſam auf und machte einen Schritt vorwärts. Jetzt ſtand er im Licht des Herdfeuers. Mit ſeinen dunklen Augen ſah er unverwandt die Frau an und in ſeinem bleichen Geſicht regte ſich kein Muskel.

Der Engländer fand endlich die Sprache wieder.

„Was, zum Teufel, denkt er ſich bei alledem, Don Cecco?“ fragte er.

„Ich mein', daß wir bezahlt ſind, Sir Thomas“, gab der Abbate zurück. „Und etwas anderes hat uns nicht zu bekümmern.“

„Das iſt ein recht verdrießliches Geſchäft, Don Cecco“, kam es unter dem roten Schnauzbart hervor.

„Ihr ſollt nicht lange fragen, wie und warum, ſo iſt es ausgemacht“, rief der Schuſter. „Ihr ſollt tun, was ich euch aufgetragen hab'. Die vierzig Scudi habt ihr eingeſteckt.“

Der Engländer würdigte den Schuſter keines Wortes.

„Sie wiſſen, Don Cecco,“ begann er, „daß ich Soldat bin. Ich hab' ſieben Feldzüge mitgemacht, in Deutſchland, in Spanien und in der Lombardei. Und wenn ich Stöße austeile, ſo will ich auch Stöße abzuwehren haben oder die Sache macht mir keinen Spaß. Und ich mein', der dort wird ſich nicht gar ſehr zur Wehr ſetzen.“

„Damit hat es ſeine Richtigkeit, Sir Thomas“, ſagte der Abbate.

„Darum mein' ich, das iſt keine Sache für

mich, ſondern weit eher eine Sache für Sie, Don Cecco."

„Sehr wohl, Sir Thomas. Aber ich rechne auf Sie, daß Sie mir die Frau vom Leib halten. Denn ich bin von friedfertiger Gemütsart und ſie hat, wie ich ſehe, ein großes Küchenbeil in der Hand."

„Vorwärts!" ſagte der Engländer und rührte ſich nicht vom Fleck.

„Los alſo!", kommandierte der Abbate.

In dieſem Augenblick hob der ſtumme Kapitän die Hand.

Er ſtrich ſich über die rechte Wange, wies mit einem Finger auf ſeinen Hals, blies die Backen auf, ballte die Hand zur Fauſt und mit der anderen faßte er ſein Kinn. Dann wandte er ſich zum Gehen.

Der Engländer ſtieß ſeinen Degen in die Scheide, nahm den Federhut vom Tiſch, ſpie aus und ſagte:

„Wir gehen. Der Kapitän hat es befohlen. Er ſagt, wir ſchlagen uns mit Männern, aber mit Weibern und mit Kindern ſchlagen wir uns nicht, ſagt er, und das war von allem Anfang an auch meine Meinung. Und ich ſoll dir die vierzig Scudi wieder geben, da ſind ſie,

zähl' sie nach, es sind aber nur noch zweiunddreißig, denn wir haben dem Onkel Pasquale unsere Schulden bezahlt und Stockfisch und saure Rüben haben wir uns auch auftragen lassen. Gott befohlen, Schuster."

Und er warf das Geld auf den Tisch und ging.

„Gott segne dich!" rief die Frau, noch immer halbtot vor Angst und doch glückselig, dem Stummen nach, aber der war schon draußen und hörte sie nicht mehr. „Ich habe dich immer für einen Schurken gehalten, aber weiß Gott, du bist ein Edelmann. Der Himmel möge es dir lohnen. Ich weiß nur nicht, warum du dieses schändliche Diebshandwerk treibst, es wird dich noch an den Galgen bringen, fürcht' ich. Gib es doch auf! Tausendmal dank' ich dir und mein Leben lang will ich es dir nicht vergessen. — Und du? Was willst du noch hier, warum gehst du nicht auch?"

Der kleine Abbate stand noch immer in der Stube und lächelte und rieb sich die Hände.

Er wartete, bis die Schritte der beiden anderen nicht mehr zu hören waren. Dann nickte er dem Schuster vertraulich zu und sagte:

„Es ſind gute Jungen, die Beiden, nur leider, wie du ſelbſt geſehen haſt, nicht eben ſehr bei Verſtand. Man hat viel Ärger mit ihnen. Für mich, ſiehſt du, iſt das nur eine

Kleinigkeit und wenn du mir die vierzig Scudi geben willſt —"

„Schick' ihn fort, Lippo!" ſchrie die Frau ſtarr vor Entſetzen.

„Es iſt nur das eine," fuhr der Abbate fort, „ſie iſt einen Kopf größer als ich und das Beil hat ſie auch noch —"

„Hör' nicht auf ihn!" rief die Frau. „Um alles in der Welt, hör nicht auf ihn und heiß' ihn gehen!"

Der Schuster drehte sich um. Er sah die Waffe in der Hand der Frau und runzelte die Stirne.

„Gib das Beil fort", befahl er.

Sie sah ihn mit einem jammervollen Blick an und rührte sich nicht. Das Kind war erwacht und griff mit beiden Händen in die Luft und begann zu schreien. Es wollte trinken.

„Gib das Beil fort", sagte der Schuster drohender und lauter und ging auf sie zu.

Da sah die Frau, daß alles verloren war, die Verzweiflung kam über sie, es gab keine Hilfe mehr. Und sie ließ das Beil zu Boden fallen.

„Er soll gehen", stammelte sie. „Wenn es denn sein muß, so will ich es selbst tun, ich verspreche es dir. Nur um das eine bitte ich dich: Schick' ihn fort, ich will ihn nicht sehen."

Der Schuster blickte sie an, er war im Zweifel, ob er ihr glauben durfte oder nicht. Und sie fuhr fort:

„Ich bin dir immer eine gute Frau gewesen.

Sei nicht zornig über mich, es ist ja mein Kind. Du weißt es selbst, ich hab dir immer in allem und jedem deinen Willen getan. Und wenn es sein muß — diese eine Nacht noch laß mir das Kind und in aller früh', du wirst noch schlafen — Aber der dort soll hinaus, schick' ihn fort!"

Das Kind schrie noch immer. Langsam wandte sich der Schuster dem Abbate zu.

„Geh!" sagte er. „Nimm das Geld und mach' dich davon, ich brauch' dich nicht mehr."

Und dann kam er zu seiner Frau zurück und legte seine große, braune Hand, so leicht als er konnte, auf ihren Scheitel.

„Sei getrost und weine nicht länger", sagte er. „Glaub' mir, diese Tat, die wird in den Büchern Gottes obenan geschrieben stehen."

Die Nacht über blieb der Schuster allein in der Werkstatt. Eine Stunde lang hörte er die Frau in der Kammer umhergehen, wehklagen, weinen und zu dem Kinde sprechen. Dann wurde es drinnen still. Und der Schuster meinte, nun wäre es getan, er schlich zur Tür und horchte.

Aber er hörte ruhige und gleichmäßige Atemzüge. Die Frau schlief. —

Spät am Morgen erst erwachte sie, stand auf und kam in die Werkstatt. Und das erste was sie tat, war, daß sie den Besen aus seinem Winkel holte und, wie alle Tage, den Boden zu fegen begann, und dabei war ihr Gesicht ruhig und gelassen, nicht die leiseste Erregung war ihr anzumerken, beinahe heiter war ihr Gesicht, so als käme sie geradewegs vom Beichtstuhl.

Der Schuster sah ihr eine Weile zu und wußte nicht, was er sich davon denken sollte, daß sie an einem solchen Tage so ruhig ihre Arbeit verrichtete, und endlich fragte er:

„Ist es geschehen?"

Die Frau hielt inne, sah ihn an, lächelte und schüttelte den Kopf.

„Sprich leise", sagte sie. „Er schläft noch."

„Er schläft noch!" rief der Schuster. „Und was hast du mir gestern versprochen?"

„Lippo!" sagte die Frau ganz ruhig und lehnte den Besen an die Wand. „Dein heiliger Johannes hat nicht die Wahrheit gesprochen. Du mußt ihm nicht alles glauben. Was er sagt

ist nicht das Evangelium. Nein. Dieses Kind ist nicht der Antichrist."

„Nicht der Antichrist?" schrie der Schuster zornig. „Du willst es wieder besser wissen! Bist du etwa nicht aus dem Kloster gelaufen?"

„Ja. Ich bin aus dem Kloster davon", sagte die Frau immer mit der gleichen Ruhe. „Weil mir die Arbeit zu viel war, bin ich davon. Alle Tage — nun, du weißt es ja. Und es ist mein Kind, gewiß. — Aber sein Vater ist kein Mörder, nein, sein Vater ist ein hochgelehrter Mann, der im ganzen Königreich das Wort Gottes gepredigt hat und überall ist er auf das höchste geehrt worden."

Der Schuster starrte sie mit offenem Munde an. Und sie fuhr fort:

„Ich hätte es dir niemals gesagt, aber du willst es so, nun, so magst du's hören. Du bist nicht der Vater. Und das hat auch dein Johannes nicht gewußt, denn die Heiligen dort oben, die können auch nicht von jedem Kind im Kopf haben, wer sein Vater ist."

„Ich bin nicht der Vater?" stotterte der Schuster und die Qual der letzten Tage fiel von ihm ab und ein Gefühl des Befreitseins kam über ihn, eine tiefe Glückseligkeit, weil

dieſes Kind ein Kind war wie jedes andere und er ihm nichts zu Leide tun mußte.

„Ich bin nicht der Vater!“ murmelte er und dann blickte er ſich in der Werkſtatt um und ſagte:

„Da liegt das Leder. Seit drei Tagen hab' ich es nicht angerührt. Jetzt weiß ich nicht, womit zuerſt beginnen. Und in einer Stunde wird der Weinhändler von drüben da ſein und ſeine Schuhe verlangen. In eine ſchöne Verlegenheit bin ich da geraten.“

Er öffnete vorſichtig und leiſe die Kammertür und betrachtete eine Minute lang das ſchlafende Kind.

„Gleich wird es wach ſein“, flüſterte er und ſchloß die Tür. „Es bewegt ſchon die Hände. Eine Luft iſt da in der Kammer —! Gib ihm nur gleich zu trinken und laß es nicht erſt lange ſchreien!“

Plötzlich kam ihm zum Bewußtſein, daß, wenn er nicht der Vater war, daß ihn dann ſeine Frau mit einem anderen Manne betrogen haben mußte und er geriet in Zorn.

„Alſo ich bin ein Hahnrei“, ſagte er.

Die Frau gab keine Antwort.

„Ein Hahnrei bin ich alſo“, fuhr er mit

steigendem Ingrimm fort. „Und wer, zum Teufel, ist der Vater und, überhaupt, wie ist es geschehen?“

„Der Pfarrer von Montelepre ist der Vater, das hab' ich dir ja schon gesagt“, berichtete die Frau. „Und wie es geschehen ist? Ich habe gesündigt. Damals, in der Nacht vor unserer Hochzeit, als es in Motelepre so stark regnete, da hatte ich meine Kleider zum Trocknen über das Herdfeuer gehängt und der Herr Pfarrer kam in die Küche — ich weiß selbst nicht, wie es geschehen ist.“

„Dieser Windbeutel von einem Pfaffen!“ schrie der Schuster. „In der Beichte, da malt er einem alle Teufel in der Hölle aus und er selbst, wenn er nur einen Weiberrock sieht, da vergißt er Gott und die Dreifaltigkeit und die Erzväter und das Paradies und den Teufel und alles! Dem will ich's aber zeigen. Seine Ohren werden noch das größte Stück sein, das von ihm übrig bleibt. Ich will es ihm schon heimzahlen.“

„Lippo!“ rief die Frau erschrocken. „Laß' es doch, es ist ja schon so lange her, was willst du denn von dem hochwürdigen Herrn, er denkt gar nicht mehr daran.“

„Dieſer freche Wanſt von einem Pfaffen! Denkt nicht mehr daran? Na, ich will ihn ſchon erinnern!“

„Vergiß nicht, Lippo, daß er in ſeiner Perſon die heilige Kirche iſt.“

„Dann will ich der heiligen Kirche den Buckel dermaßen zerbläuen, daß kein Chriſt ſie wieder erkennen ſoll“, drohte der Schuſter. „Und du, du glaub' nur nicht, daß du nicht auch noch deinen Teil bekommſt.“

Und er holte ſich einen dicken, runden Stock von Eichenholz, den er für die Maultiere, wenn ſie ſich ſtörriſch zeigten, im Stall ſtehen hatte.

„Ich gehe“, ſagte er dann. „Dieſer Schmutzfink von einem Pfaffen! Dieſes vermaledeite Vieh! Wenn der Weinhändler kommt, der Tagliacozzo, dann ſag' ihm, ſeine Schuhe ſind noch nicht fertig, ſie geben viel Arbeit. Ich hab' ſie noch gar nicht einmal angefangen, das mußt du ihm aber nicht ſagen. Er ſoll nur warten, er iſt mir ohnehin noch Geld ſchuldig. Und du geh' und gib dem Kind zu trinken, hörſt du? Es iſt ſchon wach.“

Dann machte er ſich auf den Weg nach Montelepre.

Er hatte es ſich immer als einen ſtattlichen Ort vorgeſtellt mit Ringmauern und Gildenhäuſern, mit einem anſehnlichen Marktplatz und einem Gaſthof, mit ſchönen Alleen und ſteinernen Glockentürmen, als er aber, nachdem er fünf Stunden lang gewandert war, auf dem Gipfel des Berges ankam, ſah er nur wenige armſelige Hütten, in denen Ziegenhirten wohnten, das war Montelepre und das Pfarrhaus ſah auch nicht viel beſſer aus.

Der Pfarrer war nicht daheim. Da er die Predigt für den Sonntag ſchon fertig im Kopfe hatte, war er in ein Nachbardorf zu einem Müller gegangen, um mit ihm abzurechnen, denn er lieferte ihm Korn und Heu. Der Schuſter wartete, und während er auf der hölzernen Bank vor dem Pfarrhauſe ſaß, fiel ſein Blick auf etliche Kinder, die im Sande ſpielten, und er bemerkte, daß ſie alle lichtes Haar und lichte Augenbrauen hatten, ſie ſahen genau ſo aus, wie das Kind ſeiner Frau, das er daheim hatte, nur daß ſie älter waren. Und der Schuſter wunderte ſich nicht darüber, es zeigte ſich eben, daß es der Pfarrer auch mit anderen Frauen und Mädchen ſeiner Gemeinde

hielt, und je länger der Schuſter darüber nachſann, deſto größer wurde ſein Zorn über dieſen unwürdigen Prieſter und er ſchlug mit ſeinem Stock nach den Köpfen der Gänſedíſteln und murmelte:

„Dieſer Ziegenbock von einem Pfaffen! Dieſer Lumpenkerl!“

Endlich kam der Pfarrer nach Hauſe, erſchöpft und ganz außer Atem, weil er eilig

den Berg hinaufgegangen war. Er trug einen abgehäuteten Haſen in der Hand und in der anderen Hand ſein Schnupftuch. Und ſein rundes, ſtark gerötetes Geſicht war ganz naß

vom Schweiß. Er wußte ſchon, daß vor ſeinem Haus einer ſaß und wartete, denn ein kleiner Knabe war ihm entgegengelaufen und hatte es ihm berichtet. Er meinte aber, der Fremde ſei wegen eines Leichenbegängniſſes gekommen oder wegen einer Taufe oder vielleicht um Ziegenkäſe zu kaufen. Und er kam gar nicht dazu, ſeinen Chorrock auszuziehen, denn ſchon ſtand der Schuſter vor ihm, hielt ihm den Stock unter die Naſe und fuhr ihn an:

„Pfaffe! Du biſt mir ein rechter Spiegel der Heiligkeit! Sag' einmal, was haſt du mit deiner Magd getan?"

„Ich habe ſie heute morgens auf meinen Krautacker geſchickt", ſagte der Pfarrer erſchrocken. „Iſt ſie denn noch nicht zurück? — Iſabetta! Iſabetta! — da iſt ſie ja ohnehin."

Und er gab der alten Magd, die mit der Wäſcheleine in der Hand aus dem Hauſe gelaufen kam, den Haſen und ſagte:

„Da haſt du, richt' mir ihn mit einer Brühe von Eſſig, Lorbeer, Kuttelkraut und Muskatblüten an, ſo iſt er mir am liebſten. Der Müller unten hat ihn mir geſchenkt, alle Tage gibt es nicht ſo etwas Gutes. Er hat ihn heute nachts in der Schlinge gefangen."

„Ich habe keine Muskatblüten", meinte die Magd und beſah den Haſen. „Und Nelken und Pfefferkörner brauch' ich auch zur Brühe."

„So lauf' hinunter zum Kaufmann nach Capranica. Wenn ich daran gedacht hätte, ich hätte dir alles mitbringen können. Und du? Was willſt du von meiner Magd?"

„Die mein' ich gar nicht", ſagte der Schuſter. „Ich mein' die andere Magd, die du früher hatteſt. Ein ſchönes Beiſpiel eines gottgefälligen Wandels gibſt du deinen Pfarrkindern!"

„Die, die ich früher hatte? Es iſt wahr, die habe ich fortgejagt, ich war ihrer überdrüſſig. Nicht genug daran, daß ſie mir die Milch aus dem Topf wegtrank und die friſchgelegten Eier ſtahl, auch das bißchen Kupfergeld, das mir die Bauern bringen, ein Kerzenendchen dafür zu kaufen, nahm ſie mir alle Tage aus der Taſche. Und dumm und boshaft war ſie. Und faul. Sie treibt ſich noch immer hier in der Gegend herum, erſt geſtern bin ich ihr begegnet."

„Wieviel Mägde hatteſt du denn eigentlich?" rief der Schuſter. „Man wird ja ganz wirr im Kopf. Nein. Die mein' ich auch nicht, ſondern die mein' ich, zu der du eines Tages in die

Küche kamſt, als ſie im bloßen Hemd beim Herdfeuer ſaß. Eine ſchöne Ehrbarkeit, das muß ich ſagen. Es war im letzten Frühjahr, denk' nur nach, du wirſt dich ſchon erinnern."

„Iſabetta!" rief der Pfarrer und die Magd, die ſich ſchon auf den Weg gemacht hatte, kam zurückgelaufen. „Paß' auf!" ſagte er. „Über die albernen Reden dieſes Menſchen hätte ich nämlich beinahe das Wichtigſte vergeſſen. Alſo, wenn du zum Kaufmann gehſt, ſo bring' mir auch ein halbes Pfund Weihrauch mit, ich hab' kein Körnchen mehr im Haus und morgen iſt Sonntag. Und laß' alles aufſchreiben, auch die Nelken und den Pfeffer!"

Dann wandte er ſich wieder dem Schuſter zu.

„Was denn!" meinte er ungeduldig. „Ich weiß nicht, was du von mir willſt. Im vorigen Frühjahr, da war ich noch gar nicht hier. Damals war ich noch Pfarrer in Fontanilla, wenn du dieſen Ort kennſt, er liegt zwei Tagreiſen weit von hier."

„So, du biſt alſo noch nicht volle neun Monate hier", brummte der Schuſter. „Das hat mir meine Frau gar nicht geſagt, daß jetzt ein anderer Pfarrer da iſt. Und wo iſt denn der frühere? Den ſuch' ich nämlich, mit dem

hab' ich ein Wort zu reden, wegen seiner Magd."

„Diesen ehrwürdigen Greis hab' ich gut gekannt", berichtete der Pfarrer. „Er ist tot, Gott hab' ihn selig. Sechsundsiebzig Jahre war er alt, da schied er aus dem Leben. Zweiundvierzig Jahre hindurch hat er das Seelsorgeamt in dieser Pfarre versehen und damit allein schon hat er sich den Himmel verdient. Denn sie ist so armselig und mager, daß sie kein anderer haben wollte. Auf diesem steinigen Boden will nichts gedeihen."

„Wie!" rief der Schuster. „Bin ich denn nicht in Montelepre oder wo bin ich eigentlich? Dieser Erzschlingel von einem Pfaffen! Sechsundsiebzig Jahre alt und dabei noch immer hinter seiner Magd her wie ein Bock!"

„Schweig'!" schrie der Pfarrer entsetzt. „Was redest du da, ist der Teufel in dich gefahren? Du Tölpel, du! Du grober Klotz! Sprich mit Achtung von diesem wahrhaft ehrwürdigen Priester oder geh' deines Weg's. Er war in den letzten Jahren fast völlig erblindet und so schwach, daß er kaum das Meßbuch halten konnte."

„Aber es ist unmöglich, daß er schon

so alt war", stammelte der Schuster eingeschüchtert.

„Ich weiß nicht, warum du mit mir streiten willst", sagte der Priester noch immer voll Zorn. „Ich werde doch wissen, wie alt er war. Und wenn du mir nicht glaubst, ich kann es dir in den Registern zeigen."

Der Schuster starrte ihn mit entsetzter Miene an. Jetzt begriff er endlich, daß seine Frau sich die ganze Sache mit dem Pfarrer ausgedacht hatte, um ihr Kind in Sicherheit bringen zu können.

Eine Weile noch stand er wie vor den Kopf geschlagen und dann drehte er sich, ohne ein Wort zu sagen, um und lief den Weg hinunter, den er gekommen war, und der Pfarrer sah ihm kopfschüttelnd nach. —

Spät am Abend kam der Schuster in die Stadt zurück. Er war müde und hungrig, denn elf Stunden hindurch war er auf den Beinen gewesen, ohne auch nur einen Bissen Brot zu sich zu nehmen.

Die Gasse der Vetturini hatte an diesem Abend ein sonderbar verändertes Aussehen. Sonst standen die Leute vor den Haustoren und schwatzten miteinander bis tief in die Nacht.

Heute aber waren die Türen und Fenſter aller Häuſer geſchloſſen, kein einziger von den Bewohnern der Gaſſe war zu ſehen. Nur im Hauſe des Gewürzkrämers öffnete ſich, als der Schuſter vorüberlief, ein Fenſter und der Schatten einer Hand winkte ihm haſtig und verſtohlen zu, er möge ſich vorſehen.

Der Schuſter achtete nicht auf dieſes Zeichen. Schon von weitem ſah er, daß die Türe zu ſeinem Hauſe offen ſtand und das ſetzte ihn in Erſtaunen. Er trat in die Werkſtatt und machte Licht. Plötzlich hörte er ein Geräuſch. Als er

ſich umwandte, ſah er ſich drei Häſchern in der königlichen Uniform gegenüber, die ihn erwartet hatten.

Sie warfen ſich auf ihn. Es gab ein kurzes Getümmel mit Fauſtſchlägen und Rippenſtößen und dann führten ſie ihn fort.

Von der Stunde an, in der ſich die Tür des Kerkers hinter ihm geſchloſſen hatte, bereitete der Schuſter ſeine Flucht vor. Schon am zweiten Tag ſeiner Gefangenſchaft gelang es ihm, ſich eine kleine Feile zu verſchaffen, die verwahrte er in einem Leinwandſäckchen und trug ſie immer bei ſich. Tag und Nacht ſchmiedete er Pläne. Aber nicht, um ſich an ſeiner Frau zu rächen, wollte er hinaus, obgleich er wußte, daß ſie es war, die ihn der Behörde angegeben hatte. Sondern nur um der einen Sache willen, die Gott ihm anvertraut hatte und die noch immer nicht getan war, aber ein zweitesmal wollte er ſich durch die Ränke ſeiner Frau nicht mehr täuſchen laſſen.

Im Verein mit einem Taſchendieb, in deſſen Zelle man ihn geſteckt hatte, machte er ſich daran, ein Loch in die Mauer ſeines Kerkers

zu brechen. Es war eine mühſelige Arbeit und ſie ſchritt nur langſam vorwärts, Die beiden gingen mit ſolcher Vorſicht zu Werke, daß der Wärter nichts merkte, obgleich er zweimal täglich in ihre Zelle kam. Den Schutt verbargen ſie in ihren Strohſäcken. Als ſie aber mit ihrer Arbeit beinahe fertig waren, hörte der Soldat, der im Hof auf Poſten ſtand, ein Geräuſch, das ihm verdächtig ſchien. Er ſchlug Lärm und die Sache kam an den Tag.

Der Schuſter wurde in eine andere Zelle gebracht und noch ſchärfer als bisher bewacht, denn man wußte nun, daß man ſich vor ihm in Acht zu nehmen hatte. Aber ſchon eine Woche ſpäter unternahm er einen neuen Verſuch, zu fliehen, indem er in der Nacht die Eiſenſtäbe ſeiner Fenſterluke durchfeilte und ſich auf die Mauer des Gefängnishofes hinabgleiten ließ. Sie war mehr als dreißig Fuß hoch. Er ſprang hinunter und zerſchlug ſich das Bein. Als die Aufſeher bei Tagesanbruch die Gegend nach ihn durchſtreiften, fanden ſie ihn im Gebüſch verſteckt.

Während er an ſeiner Verletzung darniederlag, verfaßte er ein Schreiben, in welchem er in beinahe ſtrengem Ton ſeine Freiheit zurückforderte. Es ſei, ſchrieb er, ſowohl im Intereſſe

der katholischen Kirche, wie auch in dem der öffentlichen Ordnung gelegen, daß er nicht länger gefangen gehalten werde. Dieser Brief war an den König gerichtet, fiel aber dem Gerichtsprokurator in die Hände, der sich den Gefangenen vorführen ließ. Im Verhör gab der Schuster zu, eines Mordes wegen auf den Galeeren gewesen und von dort entsprungen zu sein. Mehr sagte er nicht und allen Fragen gegenüber, die sich auf seinen Brief bezogen, blieb er stumm.

Als er völlig wiederhergestellt war, sollte er in die Gewölbe von St. Catherina überführt werden, in ein Gefängnis, das im Innern des Landes gelegen und zur Aufnahme nur weniger, aber der allerschlimmsten Verbrecher bestimmt war. Während des Transportes stellte er sich krank. Er hatte Tabaksaft geschluckt, um Fieber zu bekommen. Auf diese Art täuschte er die Aufmerksamkeit seiner Wächter und es gelang ihm endlich, zu entkommen.

Seit seiner Verhaftung war ein halbes Jahr verflossen. Er kehrte nach Palermo zurück und hier erfuhr er, daß seine Frau mit dem Kinde und den Maultieren die Stadt verlassen hatte. Sie lebte jetzt in dem Städtchen Corleone. In

den Weingärten, die zu dem Grundbesitz der fürstlichen Familie Alimberti gehörten, hatte sie Arbeit gefunden und so ernährte sie sich und das Kind.

Am St. Pantaleonstag, um die Mittagsstunde, kam der Schuster in Corleone an. Es war die Zeit der größten Sommerhitze und die Gassen waren beinahe leer. Ein kleiner Knabe, dem er den Namen seiner Frau nannte, führte ihn zu dem Häuschen, das sie bewohnte.

Sie war nicht daheim. Der Schuster umschlich die Mauern und horchte und spähte umher. Als er die Gewißheit hatte, daß niemand in der Nähe war, trat er an das Fenster. Und das erste, was er sah, war ein Bett mit roten Kissen, auf denen lag der Antichrist und schlief.

Der Augenblick erschien dem Schuster günstig. Er überlegte nicht lang und versuchte, durch das Fenster in die Stube zu gelangen, aber die Öffnung erwies sich als zu schmal. So machte er sich daran, sie zu vergrößern, und mit viel Geduld entfernte er den Mörtel und hob die Steine, einen nach dem andern, heraus.

Bei dieser Arbeit überraschte ihn der Barbier des Städtchens, der gerade vorüberkam. Er wunderte sich, blieb stehen und sah dem Schuster

eine Weile hindurch zu. Dann trat er an ihn heran und legte ihm die Hand auf die Schulter, mehr aus Neugierde als aus irgend einem anderen Grunde.

Der Schuster fuhr herum und sein Gesicht verzerrte sich zu einer Grimasse der Wut. Er sah, daß da schon wieder einer war, der ihn hindern wollte, der Kirche und dem heiligen Glauben zu Hilfe zu kommen. Und um ihn zu verscheuchen, versetzte er ihm zwei heftige Schläge vor die Brust und meinte, nun Ruhe zu haben.

Auf das Geschrei des Barbiers hin liefen aber andere Leute herbei und durch Zufall kamen auch zwei Flurhüter des Wegs, mit ihren Säbeln und Karabinern, und kaum hatte der Schuster sie erblickt, da war er auch schon überzeugt, das seien die Häscher, die ihm bis hieher gefolgt waren, um ihn zu verhaften. Und er zögerte nicht und verlor keine Zeit, sondern ging mit Stößen und Schlägen auf den Größeren von beiden los.

Der Flurhüter wußte nicht, wie ihm geschah. Es regnete Hiebe. Und da er sah, daß er es mit keinem Ortsansäßigen, sondern mit einem Fremden zu tun hatte, trat er einen Schritt

zurück, senkte die Mündung seiner Waffe und schoß.

Die Kugel fuhr dem Schuster in die Brust. Er taumelte, fiel zu Boden, versuchte aufzustehen, fiel nochmals hin und sah den Himmel schwarz.

Der Barbier, der den letzten Krieg als Gehilfe eines Regimentschirurgen mitgemacht hatte, war, als der Schuß fiel, davongerannt, so rasch als ihn seine Beine trugen. Jetzt, als er sah, daß der gewalttätige Mensch auf der Erde lag, kam er zurück um die Wunde zu untersuchen.

Der Schuster erkannte seinen Feind. Er raffte sich auf und machte einen letzten Versuch zu entwischen. Aber er kam nicht weit.

„Bleib liegen und rühr dich nicht", sagte der Barbier. „Ich bin der Wundarzt, ich tu' dir nichts. Ich glaub', es steht schlecht mit dir."

Das fühlte der Schuster auch. Sein Mund war voll Blut und er fand keinen Atem. Er mußte sterben, das sah er, und der Antichrist blieb am Leben und triumphierte in dieser Welt. Und eine tiefe Bitterkeit stieg in ihm auf, weil die Menschen in ihrer Blindheit und

ihrem Unverſtand es ihm verwehrt hatten, den Widerſacher Gottes zu überwinden. Er ſah Unheil über die Welt kommen. Und all ſeinen Zorn und ſeine Enttäuſchung preßte er in wenige Worte zuſammen, denn das Sprechen machte ihm große Mühe.

„Du und die Beiden dort," ſagte er zu dem Barbier und wies auf die Flurhüter, „und der Prokurator und die Obrigkeit und der König — ihr ſeid alle zuſammen eine Eſelsbande" ...

Dann ſtreckte er ſich, ſpie Blut und ſtarb ...

Als die Frau eine Stunde ſpäter von den

Weingärten nach Hause kam, lag der Schuster noch immer vor ihrer Tür. Anfangs meinte sie, es sei ein Landstreicher, den der Hitzschlag getroffen hatte. Denn sein Gesicht war mager und eingefallen, auch hatte man ihm im Gefängnis den Bart geschoren. Und sie schalt die Leute, daß sie ihn so elend in der Sonnenglut liegen ließen und lief ins Haus, um Wasser zu holen.

Erst als sie die gebräunten und zerfurchten Hände sah und die beiden Zahnlücken und die Warze über dem Kinn und den silbernen Ring in seinem rechten Ohrläppchen, da erkannte sie ihren Mann und warf sich laut schreiend über ihn.

Dreizehn Jahre später, an einem Julitage des Jahres 1756, kam der gelehrte Abbate Don Livio di Credi, der im Dienste des Kardinals Rezzonico stand, nach Corleone. Er war auf einer Reise nach dem Franziskanerkloster St. Elia begriffen, in dessen Oratorium eine griechische Handschrift aufgefunden worden war. In Corleone traf er in einem bejammernswerten Zustand der Angst und des Entsetzens ein, denn er hatte kurz vorher ein böses Abenteuer erlebt.

Sein Weg hatte ihn an den Trümmern eines antiken Bauwerkes vorbeigeführt, die im Munde des Volkes »gli grottoni« hießen. Sie lagen in einem Gestrüpp von Korkholz, Goldlack, Kreuzdorn und wilden Ölbüschen, abseits der Straße. Der Abbate hatte seinen Wagen halten lassen und war ausgestiegen, um die großen Granitquadern und die Reste der Marmorbekleidung zu betrachten. Da hatten sich ihm mit drohenden Mienen zwei Landstreicher genähert, die sich allem Anscheine nach zusammengetan hatten, um die Reisenden auszuplündern.

Halbtot vor Schreck hatte er seinen Wagen erreicht. Und nun, da er in Corleone und damit in Sicherheit war, lastete die Erinnerung an dieses Erlebnis noch immer auf ihm. Und da außerdem sein Wagen durch die eilige Fahrt einigen Schaden genommen hatte, so beschloß er, an diesem Tage nicht weiter zu reisen, sondern sich, seinem Kutscher und den Pferden Ruhe zu gönnen. Er stieg in dem Gasthof „Zur Freundschaft" ab, den man ihm als den besten des Ortes bezeichnet hatte.

Der Wirt begab sich gleich nach der Ankunft des Abbate in die Küche, um selbst die An-

ordnungen für das Mittagmahl zu treffen, denn einen so achtbaren Gast hatte er nur selten. Inzwischen blieb der Abbate allein in der Wirtsstube. Er saß am Fenster und trank hie und da einen Schluck Wein aus seinem Glase. Und während er das lebhafte Treiben auf dem Marktplatze des Städtchens betrachtete, kehrte das Gefühl der Sicherheit und des Geborgenseins langsam wieder in ihn zurück. Ja, er bekam sogar Lust, sich die Stätte seines Abenteuers nochmals anzusehen, denn er glaubte, in einem der Bruchstücke die Reste eines Marmorbildes der Kybele erkannt zu haben.

Der Wirt trat wieder ein, und mit ihm kam ein etwa dreizehnjähriger, sehr schöner Knabe in die Stube, der den Tisch zu decken begann. Und der Abbate betrachtete ihn mit Wohlgefallen. Dann eröffnete er dem Wirt seine Absicht, nochmals zu den „grottoni" hinauszufahren und bat ihn, ihm für den nächsten Tag zwei kräftige und gut bewaffnete Leute als Begleitung zu besorgen.

„Mein Knecht fährt morgen in aller Frühe in die Stadt, um die leeren Weinfässer abzuholen", entschuldigte sich der Wirt. „Aber zu den „grottoni" kann Sie auch der Knabe da führen, er kennt den Weg genau."

„Sprechen Sie im Ernſt?“ rief der Abbate. „Das Kind, das in der Ordnung und Sicherheit dieſer friedlichen Stadt aufgewachſen iſt und niemals einer Gefahr ins Auge geblickt hat, dieſes Kind ſoll mich an ſolch einen berüchtigten Ort führen, an dem man nicht einmal ſeines Lebens ſicher iſt?“

„Es iſt wahr!“ ſagte der Wirt. „In unſerer Stadt herrſcht Ordnung und Sicherheit und wer hier lebt, der wird kaum jemals einen Räuber zu Geſicht bekommen. Auch in der Umgebung zeigen ſie ſich nur ſelten. Wer die Beiden waren, die Sie beläſtigt haben, hochwürdiger Vater, das weiß ich wahrhaftig nicht, vielleicht war es ihnen nur um ein Almoſen zu tun. Ich ſelbſt werde Sie morgen zu den „grottoni“ begleiten, wenn Ihnen meine Geſellſchaft recht iſt, und ich kann ja auch mein Jagdgewehr mitnehmen. Was aber“ — er winkte dem Knaben, hinauszugehen — „was aber dieſes Kind betrifft, ſo ſind Sie im Irrtum, hochwürdiger Vater. Es hat von der Stunde ſeiner Geburt an mehr Gefahren durchgemacht und ſchlimmere, als vielleicht irgend ein anderer Menſch in ſeinem ganzen Leben. Und es iſt ein wahres Wunder, daß er ihnen ent-

gangen ist. Seine Geschichte ist es wohl wert, angehört zu werden, und wenn es Sie nicht ermüdet, möchte ich sie erzählen, zumal es bis zum Essen noch eine gute Weile dauern wird."

Und er setzte sich an den Tisch des Abbate und erzählte ihm die Geschichte des Schusters aus der Vetturinergasse. —

„Das sonderbarste an der ganzen Sache ist, daß sich die Liebe der Frau zu ihrem Kinde nachher in völlige Gleichgültigkeit, ja beinahe Haß verwandelt hat", sagte er, als er in seinem Berichte beim Tode des Schusters angelangt war. „Sie konnte es dem Knaben nicht verzeihen, daß sie um seinetwillen ihren Mann den Häschern angegeben hatte. In ihrem Kopfe hatte sich der Gedanke festgesetzt, daß der Schuster nicht in der Absicht, zu morden, nach Corleone gekommen sei, sondern nur, um sie und sein Kind noch ein einzigesmal zu sehen. — Einige Zeit nachher verschwand sie aus der Stadt und das Kind ließ sie uns zurück. Man hat nie wieder etwas von ihr gehört. Leute, die sie gekannt haben, sagen, daß sie als dienende Schwester in ihr Kloster zurückgegangen sei und wieder ‚Symphorosa vom ewigen Licht' hieße wie einstzumal. Wenn das wahr ist, dann mag

ſie wohl manchmal, wenn ſie ihre Laudes ſingt, an die Zeit zurückdenken, in der ſie dem Manne, den ſie liebte, Hühnerbrühen und Käſenudeln kochte. — Der kleine Antichriſt kam zu einem Pfarrer aufs Land, und der lehrte ihn Leſen, Schreiben und auch ein wenig Latein. Später nahm ich ihn zu mir, um Gotteslohn, denn die Gemeinde zahlt mir ſo gut wie nichts. Und auch bei mir hat er nützliche Dinge gelernt, allerlei, was man im Leben brauchen kann: den Tiſch abräumen, die Schüſſeln ſpülen, den Boden fegen und die Betten machen. Er hat es gut bei mir, und es iſt nicht wahr, daß ich ihn bei den Pferden im Stalle ſchlafen laſſe, die Leute, die das verbreitet haben, ſind Lügner. — Da iſt er ja, hochwürdiger Vater, ſie können ihn jetzt ſelbſt fragen, ob es wahr iſt, daß er bei den Pferden ſchläft."

Der Knabe war in die Stube getreten. In der Hand hielt er einen Teller mit geriebenem Käſe, denn die Reisſuppe war ſoeben fertig geworden.

Der Abbate winkte ihn zu ſich heran und fragte:

„Wie heißt du mein Sohn?"

„Joſef, heiße ich, hochwürdiger Herr!" ſagte das Kind.

„Joſef. Und mit deines Vaters Namen?“

Der Knabe gab keine Antwort. Er wurde blutrot und geriet in ſolche Verwirrung, daß er beinahe den Teller mit dem Käſe fallen gelaſſen hätte.

„Nach dem Namen ſeines Vaters dürfen ſie ihn nicht fragen“, raunte der Wirt dem Abbate zu. „Er ſchämt ſich ſeiner Herkunft von einem Galeerenſträfling. Sein Vater hieß Peter Philipp Balſamo und war aus Piſa.“

Der Knabe warf einen ſcheuen Blick auf den Abbate, als hätte er verſtanden, was dort geflüſtert wurde. Und der Wirt fuhr fort:

„Er hat ſich einen anderen Namen ausgedacht, einen ſehr ſchönen, mit dem er ſeinen Weg in der Welt machen will. Er möchte Prieſter werden, leſen und ſchreiben kann er ſchon. Hier dieſen Brief“ — —

Er ſuchte in ſeinen Taſchen, zog ein Schreiben hervor und reichte es dem Abbate.

„Hier dieſen Brief hat er ſelbſt geſchrieben und auch verfaßt. Morgen wird ihn der Knecht mit in die Stadt nehmen. Leſen Sie ihn, hochwürdiger Vater!“

Der Abbate entfaltete das Schreiben, das an den Vorſteher des Prieſterſeminars vom

heil. Rochus in Palermo gerichtet war, ſetzte ſeine Brille auf und begann zu leſen.

„Was ſteht in dem Briefe?“ fragte der Wirt voll Neugierde.

„. . . Ich habe keine andere Glückſeligkeit,“ las der Abbate, „als mich ganz dem Dienſte der heiligen Kirche widmen zu dürfen. Dies iſt mein einziger Wunſch. Mit allen Empfindungen eines ergebenen Gemütes werfe ich mich Ihnen zu Füßen, mein Vater. Befehlen Sie über meine Beſtimmung! . . . Ihr erfurchtsvoller und unwürdiger Sohn Joſef Caglioſtro.“

Der Abbate gab dem Wirt das Schreiben zurück, ſtand auf und legte ſeine Hände auf den Scheitel des jungen Caglioſtro.

„Mein Sohn,“ ſagte er, „ich höre du willſt Prieſter werden. Da haſt du wahrlich den rechten Weg erwählt. Du wendeſt dich ab von dem Treiben einer Welt, die ſchlecht iſt und voll Betrug und Argliſt und voll Mord und Gottesraub. Welch' eine Nacht der Unwiſſenheit, in der wir leben! Du haſt in deiner zarten Jugend viel Schlimmes erleben müſſen, mein Kind. Aber ſei getroſt! Ich ſehe dein Leben von nun an ſtill und friedlich verlaufen, und du wirſt das wahre Glück finden, indem

du deine Gemeinde auf den Weg des Guten führſt, ein Paſtor animae, ein Hirt der Seelen, auf daß ſie erkenne die Wohltaten Gottes, der da thronet und regiert in Ewigkeit, Amen."

„Amen!" ſagte auch der Wirt und nahm eilig ſein Käppchen ab. „Das ſind Worte, die einem das Herz erfreuen. Hochwürdiger Vater, die Suppe ſteht auf dem Tiſch."

Von Leo Perutz ist erschienen:

Im Verlag Albert Langen, München:

Die dritte Kugel

Roman (5. Auflage)

Zwischen neun und neun

Roman (10. Auflage)

Der Marques de Bolibar

Roman (10. Auflage)

Im Musarionverlag, München:

Das Gasthaus zur Kartätsche

Novelle

Rikola-Verlag
Wien – Berlin – Leipzig – München

Emil Lucka

Fredegund

Ein Roman aus alter Zeit

Dieser von packendster Handlung, von ursprünglichster Triebhaftigkeit erfüllte Roman zeigt den Autor der „Drei Stufen der Erotik" von einer völlig überraschenden Seite. In den finsteren Öden des Waldes von Pectavon schreibt Eberulf, der sündige, büßende Kämmerer der Königin Fredegund, die Geschichte seines Lebens, die mit dem blutigsten Kapitel der Geschichte des Frankenreiches verknüpft ist.

Felix Braun

Die Taten des Herakles

Roman

Mit gewaltiger Plastik gibt uns der Dichter ein Bild aus dem verfallenden alten Athen zur Zeit des ersten Christentums. Voll Farbe und Leben ist jedes Wort, jede Geste der Gestalten dieses fesselnden Romanes, der mit starker Handlung und leuchtendem Kolorit jenen hohen dichterischen Schwung vereinigt, dem Felix Braun seinen Namen verdankt. Eine unendlich verfeinerte und vertiefte Behandlung des berühmten „Quo vadis"-Themas.

Paul Busson

Die Wiedergeburt des Melchior Dronte

Roman

Mit diesem Werk, in dem alle Schauer des Jenseits den Leser unwiderstehlich in ihren Bann ziehen, scheint Paul Busson den Gipfel seines bisherigen Schaffens erreicht zu haben. Der Gedanke der Seelenwanderung wird hier in packendster, von unheimlicher Gestaltungskraft erfüllter Form zu einem hohen Kunstwerk gestaltet. Ein Wiedergeborener, ein „Ewli" entsinnt sich in qualvollem Erinnern seines früheren Daseins und seiner furchtbaren Erlebnisse. Eines der seltenen Bücher, die man in atemloser Erregung liest.

Robert Hohlbaum

Der wilde Christian

Roman

Das kurze, schicksalsvolle Leben des größten deutschen Lyrikers vor Goethe, Johann Christian Günther, wird hier im Roman gestaltet. Ein Buch zügelloser Abenteuer des Vielverkannten. Es klingt aus in die stille Sehnsucht eines am Leben Gescheiterten nach der wahren Heimat.

Johann Christian Günther

Gedichte

In einer von liebevoller Pietät besorgten Auswahl ersteht hier Günthers dichterisches Werk wieder vor den Augen der Nachwelt. Sein Leben zerrann, aber sein Dichten bleibt grün und unversehrt.

Otto Soyka

Die Traumpeitsche

Roman

Die phantastische Erfindung, das Leben der Menschen durch Beeinflussung ihrer Träume zu lenken, wird hier bis zu einer Neugestaltung der Welt gesteigert, Technik und Psychologie, durch eine Handlung von stärkster Spannung miteinander verknüpft, lassen den Roman als ein Kunstwerk jenes Gebietes erscheinen, auf dem die Kriminalgeschichte fußt und das Soyka in einer Reihe fesselnder Werke als erster künstlerisch wegbar gemacht hat.

Roda Roda

Die sieben Leidenschaften

Gerade im jetzigen Zeitpunkt wird uns Roda Roda in einem gewissen Sinne historisch beachtenswert erscheinen: als humorvoller Augenzeuge einer sonderbaren Verschmelzung slavischen Volkslebens mit deutschem Kulturferment. Alle Vorzüge seiner Erzählungskunst, vor allem seine außerordentliche Fähigkeit der schärfsten Pointierung, finden sich in diesem seinem neuesten Buch in verstärktem Maße.

Kurt Martens

Schonungslose Lebenschronik

Der Romandichter und Novellist Kurt Martens erzählt hier in einer unerhört offenen Weise mit überlegenem Humor die Geschichte seiner menschlichen und literarischen Entwicklung, die zugleich ein ungeschminktes Abbild des geistigen und gesellschaftlichen Deutschland um das Ende des 19. Jahrhunderts darstellt. Die „Lebenschronik" ist das Werk eines der feinsten Geister unserer Zeit.

Hugo Wolf
Briefe an Rosa Mayreder

Ein interessantes Bild der eigenartigen Persönlichkeit Wolfs, die ihren Zeitgenossen vielfach so rätselhaft und unverständlich war. Ein reicher Schatz echter Freundschaft offenbart sich in diesen Dokumenten einer hochgestimmten Seele, die zugleich bedeutsame Einblicke in die Werkstatt des Genius gewähren.

Wladimir Hartlieb
Der mächtige Ruf
Gedichte

Ein neuer Band des Dichters der „Stadt am Abend". Die klangvollen Strophen Hartliebs lassen einen völlig Eigenen erkennen, der in gedankentiefer Lyrik neuen und doch ewig alten Zielen zustrebt.

Briefe von Josef Kainz
Herausgegeben und eingeleitet von
Hermann Bahr

Wer Kainz je in seinem Leben auf der Bühne gesehen, seine schauspielerische Kraft erlebt hat, vergißt ihn niemals wieder. Wie in einem Brennspiegel erscheint uns die ungewöhnliche Persönlichkeit des großen Schauspielers in diesen Briefen. Eine Fülle des Neuen, Intimen über Josef Kainz, eine scharfe Beleuchtung seiner Freundschaft mit Ludwig II. von Bayern findet sich hier und wird allen Freunden des deutschen Theaters, den ungezählten Verehrern des großen Künstlers von höchstem Interesse sein.

Burghart Breitner
Sibirisches Tagebuch

Der Name Burghart Breitners, dieses hervorragenden Arztes, Dichters und Menschenfreundes, ist heute Hunderttausenden geläufig. Die ungeheure Zahl österreichischer und reichsdeutscher Kriegsgefangener nennt seinen Namen mit aufrichtiger Dankbarkeit. Breitners Buch, das ein Kulturdokument allerersten Ranges darstellt, wird von allen Jenen gelesen werden, denen Menschenliebe und Hilfsbereitschaft mehr ist als leerer Schall.

Wilhelm Fischer-Graz

Alltagszauber, Novellen. 2. Auflage
Atlantis, Eine Dichtung. 2. Auflage
Die Fahrt der Liebesgöttin, Ein Roman
Die Freude am Licht, Ein Roman. 14. Auflage
Grazer Novellen. 4. Auflage
Hans Heinzlin, Erzählungen. 3. Auflage
Unter altem Himmel, Erzählungen. 5. Auflage
Der Kaiser von Byzanz, Romanze
Königin Hekabe, Trauerspiel
Kriegsbuch
Lebensmorgen, Erzählungen. 4. Auflage
Der Mediceer, Novellen
Murwellen, Erzählungen. 3. Auflage
Friedrich Nietzsche's Bild
Poetenphilosophie, Eine Weltanschauung
Sommernachtserzählungen, Novellen. 3. Auflage
Sonne und Wolke, Aphorismen
Sonnenopfer, Ein Roman. 4. Auflage
Aus der Tiefe, Erzählungen. 3. Auflage
Der Traum vom Golde, Ein Roman. 3. Auflage

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen

Novellenbücher des Ilf-Verlages

Ernst Kratzmann
Die sterbenden Könige

Die fünf Novellen des preisgekrönten Autors sind Zeugnisse einer überschäumenden Empfindung und in fortreißender Sprache geschrieben.
(Wiener Allgemeine Zeitung.)

Kory Towska
Dämon Frauenseele

... Romanheld im eigentlichen Sinne ist eine Stadt, deren Aufblühen und Niedergang gestaltungsstark dargetan wird. (Berl. Börsenzeitung.)

Oskar Rosenfeld
Tage und Nächte

Das ist anziehendste Kleinkunst, tiefste Einfühlungsfähigkeit. (Neues Wiener Journal.)

Versbücher

Alfred Grünewald
Karfunkel
Neue Balladen und Schwänke

Mit 10 Originalsteinzeichnungen von
Erich Schmale-Walter

Grünewald ist in der Gruppe derer, die aus innerem Drang heraus die Ballade pflegen, eine der markantesten Persönlichkeiten und rückt oft ganz nahe an die besten Balladendichter der Vergangenheit.
(Neues Wiener Tagblatt.)

PT 2631 .E5 G4 1921 C.1
Die Geburt des Antichrist.
Stanford University Libraries
3 6105 039 636 811

DATE DUE

AUG 24 1988

STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES
STANFORD, CALIFORNIA 94305